F. XXXIII 15.

Asien.

(Ostindien)

Geogr.

2143

10 Kr

Merkwürdigkeiten
aus
Ostindien.

Die Länder= Völker=Kunde
und
Naturgeschichte betreffend.

Aus den Papieren
des in Diensten der Holländischen Compagnie gestandenen
Herrn von Wurmb
und andern sichern Quellen
herausgegeben
vom
Major von Wurmb.

J. L. Schönlein

Nebst einem Kupfer.

Gotha, 1797.
bei Carl Wilhelm Ettinger.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Sr. Excellenz

dem Churfürstl. Sächsischen

Herrn Conferenz-Minister

von Wurmb

aus innigster Hochachtung und Verehrung

gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

Da diejenigen Entdeckungen, welche die Europäer in Indien machten, größtentheils nur als Handels-Spekulationen betrachtet wurden, wobei man nicht fragte: was ist dadurch für die Geschichte der Menschheit überhaupt, was für die Erweiterung der Naturgeschichte insbesondere zu gewinnen? sondern blos den Wucher beabsichtigte, der mit den Schätzen getrieben wurde, die man jenen von der Natur begünstigten Gegenden oft durch die ungerechtesten Zwangmittel entriß: so haben wir seit den verschiedenen Jahrhunder-

ten, da der kühne Europäer jene entlegenen Himmelsstriche besuchten, sehr wenig richtige und zuverläßige Beschreibungen derjenigen Länder erhalten, die das Unglück hatten, seiner Geld- und Herrschbegierde bekannt zu werden.

In neuern Zeiten hat man freilich angefangen, sich mit mehrerem philosophischen Geiste auf die Länder- Völker- und Natur-Kunde zu legen. Man hat den Schleyer, welchen die Eifersucht und Mißgunst auf alles geworfen hatte, was die Gegenstände der europäischen Besitzungen betraf, etwas zurückgeschlagen: wir haben bereits von den mehresten dieser Niederlassungen, Beschreibungen, die so vollständig und ausführlich sind, als es nur immer der Geist der politischen Systeme zuließ. Indessen ist doch noch manches zurück, was für den Philoso-

phen, den Naturforscher, und den Weltbürger überhaupt wichtig ist, und seine Neugierde reitzen kann.

Besonders scheinen die Besitzungen der Holländer in Ostindien bei dem gegenwärtigen Kampfe der Nationen ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit werden zu wollen.

Schon wehet die Flagge der stolzen Britten in den mehresten Niederlassungen ihrer ehemahligen mächtigen Nebenbuhler. Ob es ihnen gelingen wird, dieselbe bis in die Hauptstadt der Holländischen Ostindischen Besitzungen fortzupflanzen? Ob die Bewohner Albions dazu bestimmt sind, die Portugiesen an ihren Verdrängern zu rächen? Ob die Stunde geschlagen hat, in der die Prophezeyung des letztern Portugiesischen Kommandanten zu Malakka eintreffen soll? *)

*) Den Anführer der Holländer, die Malakka

Ob die neuern Vorherverkündigungen des Philosophen Raynals in Erfüllung gehen: *) dieß alles ist nur Dem bekannt, der allein weiß, wie der grausame Krieg, der jetzt die schönsten Länder verheert, sich endigen wird. Genug, daß das Interesse, jene Gegenden immer genauer kennen zu lernen, sich jetzt in allem Betrachte verdoppelt hat, und daß selbst jedes Bruchstück, welches zur Geschichte derselben kann geliefert

durch einen Vergleich eingenommen hatten, den sie eben nicht auf die edelste Art erfüllten, fragte den Portugiesischen Kommandanten: „wenn er zurück kommen würde?„ „So bald als eure Sünden größer seyn werden, als die Unsrigen„ versetzte dieser. —

Gewiß beide Nationen haben seit dieser Zeit manche politischen Sünde begangen, deren Strafen in dieser Welt nie aussen bleiben. —

*) Histoire Philosophique et Politique des Etablissements, et du Commerce des Europeens dans les deux Indes. Tom. I. pag 421.

werden, die Aufmerksamkeit des denkenden Lesers besonders reitzen muß.

Mit den Besitzungen der Holländer auf dem festen Lande von Afrika und Asien sind wir bereits ziemlich bekannt. Eben so haben wir auch von dem Hauptorte ihrer Niederlassungen in Ostindien, der Insel Java, und den vornehmsten Quellen ihres Reichthums, den Molukken oder Gewürz-Inseln, gute Beschreibungen. Indessen vermißt man doch besonders von manchen Inseln des Indischen Meeres noch Nachrichten, welche die Neugierde des Forschers befriedigen könnten.

Einige der schönsten und größten Eilande, auf welchen die Holländer sich festgesetzt haben, und die ihnen so wohl zum Handel selbst, als auch wegen der Sicherheit desselben sehr wichtig sind, waren uns zeither

nur wenig bekannt. Solche sind die Inseln Sumatra, Timor, Borneo und Celebes. Alles, was wir bis jetzt davon wußten, bestand in sehr unvollständigen Beschreibungen und unsichern Nachrichten.

Ich habe es versucht, dasjenige, was ich davon, so wie überhaupt von den Merkwürdigkeiten jener Gegenden auffinden, und aus sichern Quellen schöpfen konnte, hier zu sammlen.

Freilich nur Bruchstücke — nur kleine Beiträge — aber wen müßte es nicht freuen, auch als der geringste Handlanger fleißig und redlich an Herbeischaffung der Materialien gearbeitet zu haben, aus welchen vielleicht erst nach einem Jahrhundert das Gebäude der Menschen- Länder- und Natur-Kunde auf festem und sicherm Grunde kann errichtet werden! —

Die Briefe meines seel. Bruders auf seiner Reise nach Afrika und Ostindien ꝛc. sind so gut aufgenommen worden, daß ich wohl hoffen darf, die Liebhaber der Naturgeschichte werden die neuesten Entdeckungen, welche theils von ihm, theils von seinen Freunden gemacht wurden, hier gerne lesen. Sie sind größtentheils aus seinen eigenen Papieren gezogen und also zuverlässig.

Der Brief, welcher die kurze, aber interessante Beschreibung der Insel Timor enthält, wurde mir von meinem seel. Bruder selbst mit getheilt. Ich habe nichts daran verändert, als ihn ins Deutsche übersetzt.

Ich habe mir nicht erlaubt, die Rechtschreibung der Ostindischen Nahmen zu verändern oder zu bestimmen. Da ich größtentheils Aufsätze in Holländischen Sprachen

benutzte, so habe ich blos die darinnen vorkommenden fremden Wörter so geschrieben, wie sie der Holländischen Aussprache nach lauten. Mehr glaube ich, war einem bloßen Dilettanten nicht erlaubt, und könnte überhaupt leicht mehr Verwirrung anrichten als Nutzen stiften. Was übrigens bei denen hier eingeruckten Aufsätzen anzumerken war, habe ich gehörigen Ortes gesagt.

Rudolstadt,
im März 1797.

L. von Wurmb.

Merk-

Merkwürdigkeiten
aus Ostindien.

Die
Länder, Völkerkunde und Naturgeschichte
betreffend.

I.

Sumatra.

Das Eiland Sumatra, in der Landessprache Andelo, liegt zwischen der Halbinsel Malakka und der Insel Java. Es erstrekt sich nach Nordwest und Südost, vom sechsten Grad südlicher, bis zum siebenden und einem halben Grade nördlicher Breite. Seine Länge beträgt also über zweihundert, und seine Breite hingegen noch keine vierzig deutsche Meilen. Raynal in seiner Histoire philosophique et politique des Etablissemens et du Commerce des Europeens dans les deux Indes, sagt: daß sich Sumatra eilf Grade in die Länge von Norden nach Süden erstrekke. Er giebt also

die Länge dieser Insel über 30 Meilen zu gering an. Wir werden in der Folge mehrere dergleichen kleine Fehler rügen müssen, die sich in das Werk dieses außerdem so schäzbaren Schriftstellers eingeschlichen haben. Auf unsern gewöhnlichen Karten wird die Lage dieser Insel, besonders was ihre nördliche und südliche Breite anbetrifft, auch ganz unrichtig vorgestellt. Im Ganzen genommen ist dieß Eiland fruchtbar und volkreich. Zwar findet man darinnen viel Moräste und Sümpfe, wo nur niedriges Strauchwerk wächst: auch fehlt es nicht an Wäldern und Wildnissen, die ganz unbewohnbar sind. Hingegen sind die an den Küsten gelegenen Landstriche desto fruchtbarer und angebauter.

Büffel, Rind- und Federvieh giebt es in Menge, und in den Wäldern findet man Elephanten, Rhynozerosse, Tiger und andere in diesem Clima einheimische wilde Thiere. Die See liefert einen Ueberfluß an Fischen. Alle Baum- Erd- und Feldfrüchte, die auf Java gefunden oder gezogen werden, kommen auch

hier sehr gut fort. Besonders aber machen der Pfeffer, Kampher und Benzoe nebst dem feinen Golde, das von so besonders gutem Gehalte an verschiedenen Orten gefunden wird, sehr einträgliche Handelsartikel aus. Bis iezt kennt man nur einen Berg auf dieser Insel, wo Zinnerz gegraben wird; er heißt Songipatgo und liegt eine Tagereise nordwärts über Songitrap. Indessen liefert er nur wenig aus. Das meiste Zinn kömmt von der Insel Banka, davon nachher weitläuftiger wird geredet werden. Auch Eisenstein wird auf dem Berge Turawang, eine Tagereise nordwärts unter Songitrap, in einer Tiefe von 2 Fuß gegraben.

Sumatra hat drei feuerspeiende Berge. Der höchste derselben liegt eine Tagereise östlich von Priamang, und die beiden andern bei Postamang und Tigablas Cottas. Alle drei werfen eine große Quantität Schwefel aus. Ich habe keine weitern Nachrichten von den Auswirkungen oder periodischen Explosionen dieser Volkane auffinden können; kann also

zu meinem Leidwesen meinen Lesern nichts mehr davon sagen, so wichtig auch diese Materie für den Naturforscher ist, der besonders die Bildung und Umformung iener Inseln des großen Ozeans, nicht ohne viele Wahrscheinlichkeit, auf diese Naturerscheinungen zu gründen pflegt *).

Auf der Insel Java, und also in der Nachbarschaft von Sumatra, ist der Berg Gede ein solcher noch brennender Volkan, der noch 1779 heftig tobte. Die Spizze desselben ist 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und er ist daher einer der höchsten feuerspeienden Berge. Auch er wirft eine Menge fast ganz reinen Schwefel aus. Vielleicht hängen diese Feuerschlünde unter der See mit einander zusammen.

In der Nähe eines der obgedachten feuerspeienden Berge auf Sumatra, findet man eine Erdart, die die Malayers als Farbe ge-

*) M. s. Forsters Bemerkungen ꝛc. auf seiner Reise um die Welt.

brauchen, nachdem sie solche vorher fein gerieben und mit Eiweiß und Kokosöl vermengt haben. Auch sehr gute Thonerde zur Töpferarbeit findet man auf dieser Insel. In der Gegend von Cottabaru besteht der Boden aus einer salzigen Erde mit lauter kleinen Hügeln bedekt, in der fast nichts wachsen und fortkommen will; sie wird dieserhalb auch todte Erde genannt.

Uebrigens ist dieß Eiland minder ungesund als man es verschrieen hat. Höchstens kann man nur von solchen Orten sagen, daß sie der Gesundheit nachtheilig sind, an welchen viel Campherbäume wachsen, oder wo stehendes sumpfichtes Wasser ist; als zu Baros und Intrapura. An andern Orten hingegen, wo diese Umstände nicht eintreten, besonders zu Padang, ist die Luft gesund, und man weis nichts von gefährlichen Krankheiten.

Eine Kette von hohen Gebirgen, die mitten durch die Insel ihrer Länge nach hinläuft, theilt sie beinahe in zwei gleiche Theile, in die

West- und Ostküste. Jede ist, wie man dafür hält, nicht über 17 Meilen breit.

Man kann die Bewohner dieser Insel in die Bergvölker, die auf und an den Gebirgen wohnen, und in die Strandvölker, die sich längst den Küsten niedergelassen haben, eintheilen. Die ersten scheinen noch die alten Inwohner dieser Insel zu seyn. Es ist unmöglich, etwas mit Gewißheit von ihrer Abkunft zu sagen; ihre Geschichte liegt in der Dunkelheit des grauen Alterthums zu tief vergraben; dabei sind sie so unwissend, daß sie nicht die mindesten historischen Nachrichten aufzuweisen haben; und was sich etwa noch durch mündliche Ueberlieferungen von ihrem Ursprung erhalten hat, ist mit so vielen abgeschmakten und ungereimten Fabeln vermengt, daß es nicht den geringsten Glauben verdient.

Sie sind noch ganz roh und unkultivirt; größtentheils Gözzendiener, oder vielmehr sie haben gar keinen Gottesdienst. Nur die Grossen des Volks bekennen sich zur muhamedani-

schen Religion. Uebrigens sagt man von diesem Volke: daß es mordsüchtig, diebisch, verrätherisch und dabei feigherzig sey. Was der Philosoph von dergleichen allgemeinen Charakterschilderungen ganzer Völkerschaften hält, weis ieder aufgeklärte Leser! Nur gar zu oft ist der Europäer, auch in diesem Stükke, ungerecht gegen Nationen geworden, die seine rastlose Sucht nach Reichthümern und Eroberungen in ihren friedlichen Wohnungen aufsuchte und verfolgte. Wir nennen den Indianer, der seine Feinde im offnen Kampfe erlegt, und mit ihren Köpfen seine Hütte als Siegeszeichen ausschmükt — grausam, mordsüchtig — u. s. w. Wir beschuldigen ihn der Raubsucht, wenn er offenbar durch die Noth angetrieben wird, sich etwas zuzueignen, das er zum Bedürfniß seines Lebens, oder zu seiner Vertheidigung, und zwar öfters gegen den Europäer braucht, der ihm sein Land, sein Gold, seine Frau, seine Kinder, seinen Vater und Bruder raubt! Wir nennen ihn diebisch, wenn ihn der Reiz der Neuheit anlokt, den Europäer oft Kleinigkeiten zu entwenden, die

für ihn von unendlichem Werth zu seyn scheinen. — Er ist in unsern Augen verrätherisch, feigherzig, lasterhaft: aber wir bedenken nicht, daß er dieß alles vielleicht nicht seyn würde, wenn er in der Lage ungestört geblieben wäre, in welche ihn die Natur versezt hatte. O! der mordsüchtigste, raubgierigste, lasterhafteste Mensch ist immer der, dem unregelmäßige Begierden, Schwärmerey und Abweichung von den einfachen Wegen der Natur zu seinem eigenen Henker und zum Tirannen seiner Mitgeschöpfe machen. Wie würde das Urtheil ausfallen, das irgend ein roher Indianer über den ganzen Charakter der Europäer, von denen er nur die verworfensten Klassen kennt, fällen möchte? Würde er uns nicht mit mehrerem Rechte aller iener Laster beschuldigen müssen? Wie oft ist dieß nicht auch schon in der kräftigen und kunstlosen Sprache der Natur geschehen *). Womit will der Europäer die

*) Man lese unter andern nur die Reden der Häupter der sechs Nationen Indianer an den Präsident Wassingthon. S. The american Museum. March. April. May. 1792.

Greuel und Mordscenen entschuldigen, die von ieher, und besonders iezt in unsern kultivirten Ländern vorfielen? Welche Schlüsse müßte man daraus auf den Charakter ihrer Inwohner machen, die sichs doch herausnehmen, die Aufklärer und Herren der übrigen Welttheile vorstellen zu wollen.

Nein! nicht mit den Waffen in der Hand studirt man den Charakter und die Denkungsart eines Volks. Nicht, indem man sie beraubt, unteriocht, aus ihrem Vaterlande veriaget, lernt man Menschen kennen, die nur die Noth antreibt sich gegen ihre Unterdrükker, wie gegen reissende Thiere zu vertheidigen! Man reise als Mensch, mit aufgeklärtem Geiste und einem Herzen voller Menschenliebe, und man wird überall auch Menschen finden, in deren Seelen (sie mögen übrigens noch so unausgebildet seyn) die Keime aller menschlichen und gesellschaftlichen Tugenden liegen! Nur ein Beispiel hier davon: Welche Nation wurde uns von den Holländern wohl grausamer, untreuer und blutgieriger geschildert, als die von ihnen

tief ins Innere von Afrika zurükgedrängten Caffern? Ein Vaillant durchirret die afrikanischen Wüsteneien; er gelangt zu diesem Völkchen, das man ihm als rohe und boßhafte Barbaren beschrieben hatte; und siehe! er findet — gute Naturmenschen: selbst mit sanften und gefühlvollen Herzen. Nur mit Mühe und Thränen im Auge reißt er sich von ihnen los! *) Guter Vaillant, wie glüklich würdest du dich gepriesen haben, wenn du während der Zeit, daß unsere europäischen Canibalen wütheten, bei deinen Caffern hättest leben können! **)

*) S. Vaillant's Reisen aufs Vorgebirge der guten Hoffnung, und ins Innere von Afrika.

**) Zu der Zeit, da der Tiger Robespierre und seine Mordgehülfen Schrekken und Tod in Frankreich verbreiteten, mußten besonders auch die Gelehrten auf allerhand Mittel denken, sich vor den Nachstellungen dieser Unmenschen zu sichern. Vaillant bezog nebst seiner Frau, zwei Kindern und einer Magd ein Landhaus ohnweit Paris, versorgte sich auf lange Zeit mit Lebensmitteln, und ließ alle Fensterladen, die

Man verzeihe mir diese kleine Digression! Welcher meiner Leser, dem ein edles, und mit Menschenliebe erfülltes Herz im Busen schlägt, wird nicht mit mir bei dergleichen Betrachtungen warm werden!

Nun wieder zu unsern Insulanern. Von denienigen Bergbewohnern, die Handelshalber ins Land herunterkommen, wo sie ihr Gold gegen Leinwand, Eisen, Salz und dergl. vertauschen, sagt man: daß sie durch den Umgang mit den Strandbewohnern und fremden Handelsleuten etwas civilisirter geworden wären. Vielleicht besteht die ganze Cultur, die sie dadurch erlangt haben, bloß darinnen: daß sie mehr Bedürfnisse und mehr listige niederträchtige Mittel, sie zu befriedigen, haben kennen lernen.

von aussen konnten gesehen werden, zu machen. Niemand gieng in dem Hause aus und ein, und man hielt es für unbewohnt. Auf diese Art wurde der schäzbare und verdienstvolle Naturforscher nebst seiner vortreflichen Naturaliensammlung glüklich der Welt erhalten.

Das merkwürdigste Volk unter diesen Bergbewohnern sind die Batasser, von welchen nachher mehr soll gesagt werden. Die Küsten sind wahrscheinlich von fremden Colonisten, die sich hier ansezten, bevölkert worden. Man behauptet, daß zu der Zeit, da Sina durch die Tataren erobert worden, viele aus ihrem Vaterland fliehende Sinesen sich hier niedergelassen hätten. Da auch Sumatra sowohl als Java, in den ältesten Zeiten den Königen von Siam zinnsbar war; so ist es ebenfalls nicht unwahrscheinlich, daß viele Colonien aus diesem Reiche hieher geschikt wurden, die sich hier längst den Küsten anbaueten. Auf der Insel Java scheint diese Vermuthung durch die steinernen Gözzenbilder, die man noch an verschiedenen Orten findet, fast zur Gewißheit zu werden. Daß aber auch verschiedene von denen in der Nähe wohnenden malayischen Völkern, von dem festen Lande herüber gekommen und die Küsten dieser Insel bevölkert haben, giebt die Uebereinstimmung ihrer Sprache und Sitten hinlänglich zu erkennen. Ueberhaupt sind die Strandbewohner

dieser Insel, von den Strandbewohnern der Insel Java wenig verschieden, und die größte Gleichförmigkeit in Gestalt, Kleidung, Sitten und Gemüthsbeschaffenheit scheint ihren gemeinschaftlichen Ursprung sehr deutlich zu beweisen.

Die Inwohner pflegen die Insel Sumatra selbst in drei Theile einzutheilen.

Der erste Ballum Ary, auch Kampang genannt, fängt an der Ostseite mit dem Königreiche Palembang an, und endigt sich an der Westseite, bei dem Reiche Majatta, so, daß dazu das Königreich Palembang, die ganze Küste von da bis zur Strasse Sunda, und alles, was an dieser Strasse liegt, auch Lampong und Bankahula gehören. Die vornehmsten Produkte dieses Landstriches bestehen in Pfeffer und dem Zinn, welches Palembang liefert, wiewohl dieses Metall nicht eigentlich auf Sumatra, sondern auf der Insel Banka zu Hause gehört.

Der zweite und mittlere Theil wird Maningcabo genannt. Er geht von der Ostseite des Königreichs Palembang nordwärts bis an den Fluß Siak; und von der Westseite mit dem Reiche Majutta ebenfalls nordwärts bis zum Fluß Sinkol; und enthält die Königreiche Jamby und Andragiri, das Kaiserthum Maningcobo; und auf der Westküste das Kaiserthum Indrapura, nebst allen übrigen Plätzen, die gegenwärtig zu den Besitzungen der holländischen Kompagnie auf dieser Insel gehören.

Dieser Landstrich ist reich an Pfeffer, Reis, Gold, Benzoe und Kampher; auch wird viel Kokosöl hier gepreßt und Baumwolle gebauet. Man findet hier wilden Zimmt *). Das

*) Vermuthlich der Baum, welcher beim Linné Laurus Cassia foliis triplinervis lanceolatis &c. heißt, und der von dem ächten Zimmtbaume, Laurus Cinamomum foliis trinervis ovato oblongis nervis versus apicem evanescentibus &c. hauptsächlich durch seine ansehnlichere Höhe und Größe

Das Zukkerrohr kömmt hier ebenfalls gut fort, wie die Engländer durch Anlegung von Zuckerplantagen zu Pankahulu erwiesen haben. Das Land hat einige Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden, weil sie die Kosten nicht abwerfen.

Der dritte oder der nördlichste Theil der Insel wird Balla genannt, und fängt an der Ostseite mit dem Flusse Siak, und an der Westseite mit dem Flusse Sinkol an, von da er sich bis an die Meeresenge von Malakka erstrekt. Er befaßt das Königreich Atssien und die dazu gehörigen Reiche, Peder, Pacem und Dely in sich. Gold, Pfeffer, Benzoe, Kampfer, wird hier viel gefunden.

Es würde für den Verfasser und für den Leser höchst ermüdend und langweilig seyn, alle

Größe, und durch die mindere Güte seiner Rinde oder Zimmtes verschieden ist. Ob übrigens dieser sogenannte wilde Zimmtbaum wirklich von demienigen, der auf Seilan wächset, verschieden, oder ob nur der Boden und die Kultur die Ursachen ihrer Verschiedenheit sind, ist noch nicht hinlänglich bestimmt.

die kleinen Königreiche und Regentenschaften dieser sämmtlichen Landstriche ausführlich zu beschreiben. Sie sind oft so klein und unbedeutend, daß die mittelmäßigsten Besizzungen eines europäischen Edelmanns die Königreiche dieser ostindischen Maiestäten am Umfange und Wichtigkeit übertreffen. Wir werden also hier nur von den größten und wichtigsten derselben etwas weitläuftiger reden.

Das Königreich Achim, oder eigentlich Atssien, befaßt den ganzen nördlichen Theil der Insel Sumatra, der, wie so eben gesagt worden, Bala genannt wird.

Als die Europäer zum erstenmal hieher kamen, regierte ein König, der sich vom Sklaven, durch die Ermordung seines Herrns, auf den Thron geschwungen hatte. Seine Nachfolger eroberten nachher die ganze Küste südwärts bis Padang. Im Jahr 1506 kamen die Portugiesen nach Achim. Die Holländer, welche bereits 1595 auf dieser Küste anlangten, sezten sich 1599 zu Achim fest, und 1602 schikte so-

gar der Fürst dieses Landes eine Gesandtschaft nach Holland. 1606 legten die Holländer ein Komtor hier an, und gaben einem Kaufmann die Oberaufsicht darüber; 1618 wurde dieß Komtor abgebrochen, und nachher zu verschiedenenmalen wieder hergestellt; bis endlich die Holländer die ganze Küste nach Baros zu eroberten und das Hauptkomtor nach Padang verlegten.

Die Stadt Achim oder Atchim, in Indien gemeiniglich Atssiehn genannt, liegt in einer niedrigen Ebene, drei Meilen vom Gebirge, an einem schönen breiten Flusse, dessen einer Arm mitten durch die Stadt läuft. Einen Büchsenschuß davon ist die Rhede. Die Stadt hat ohngefähr 8000 Häuser, die wegen der Ueberströhmung des Flusses sämmtlich auf Pfählen erbauet sind. Durch die Abnahme des Handels hat dieser Ort viel von seinem ehemaligen Ansehn verlohren. Den ganzen Handel, der iezt hier getrieben wird, machen einige englische Schiffe und sinesische Junken, die hier Gold und Pfeffer gegen Opium, Sklaven und sinesische Waaren eintauschen.

Das Reich der Batasser, oder eigentlich Batak, erstrekt sich mitten durch das Eiland bis an die Ostküste, und scheint noch von seinen natürlichen Eingebohrnen bewohnt zu seyn. Es ist in drei kleine Reiche vertheilt.

Das erste, Simamora, liegt östlich landeinwärts, und hat eine große Anzahl Negereien. Die merkwürdigsten darunter sind: Kopkap, bei welchem das Land anfängt, wo die Kampher- und Benzoebäume wachsen. Kotta Tingi, die Residenz des Königes. In diesem Reiche wird aus den Minen zu Batong viel Gold von 22 Caraat gewonnen.

Das zweite Reich, Batasalindong, hat ebenfalls viele Negereien, davon verschiedene Benzoe, und andere Gold, von sehr hohem Gehalt, liefern. Die Residenz des Königs heißt Silindong. Die Negerei Batohopit liegt am Fusse eines feuerspeienden Berges, aus welchem die Batasser zu gewissen Zeiten, wenn er aufgehört hat zu brennen, den Schwe-

fel holen, den sie zu ihrem Schießpulver brauchen.

Das dritte Reich, Butar, liegt gegen Nordosten von dem vorigen, und erstrekt sich bis an die Ostküste von Sumatra. Hier wird weder Kampher noch Benzoe, noch Gold gefunden. Die Inwohner müssen sich auf ihre Landfrüchte und den Reis beschränken. Die Negerei Butar ist der Siz des Königs. Die Negerei Batubara, an der Ostküste, ist ein großer Handelsplaz. An eben dieser Seite fällt der große Fluß Assahang ins Meer.

Es ist immer interessant, Völkerschaften, die noch ihre besondern Eigenheiten und uralte Gewohnheiten beibehalten, und noch nicht durch Bekanntschaften oder Vermischung mit andern Völkern, ihre Sitten, Gebräuche und Nationalcharakter verändert haben, genauer kennen zu lernen. — Ich werde daher hier von den Batassern, als den ältesten Bewohnern dieser Insel etwas ausführlicher reden.

Zuerst also von religiösen Meinungen und gottesdienstlichen Gebräuchen der Batasser. Diese sind so seltsam und abentheuerlich wie überall, wo es der Mensch wagte, sich Götter nach seiner Phantasie zu erschaffen und über Dinge zu grübeln, die seinem Verstande in ieder Lage und in iedem Klima unerreichbar bleiben werden. Die Batasser verehren drei Götter, welche, ihrer Meinung nach, die Welt regieren. Battara Guru; Sorie Pada und Mangalla Bulang. Der erste regiert im Himmel, und ist der Schöpfer der Welt und ihrer Bewohner. Anfänglich wurde die Erde von einem gewissen Nagapadoha auf dem Kopfe getragen: da aber diese Last dem guten Nagapadoha am Ende zu schwer wurde, so schüttelte er sein Haupt so fürchterlich, daß die Erde herunterstürzte und ins Wasser versank. Ueber die Entstehung dieses Wassers, als auch von der Schöpfung der ersten Welt überhaupt, wissen sie weiter keine Auskunft zu geben.

Nachdem die Welt vom Wasser verschlungen worden, sagen sie, wünschte die Tochter

des Gottes Battava Guru, Namens Putti orla Bulan, auf dieselbe herunter zu reisen: sie sezte sich zu dem Ende nebst ihrem Schooßhündchen auf eine weisse Eule, und schwebte so auf das Gewässer hernieder. Da indessen die schöne Putti orla Bulan hier keinen Ort fand, wo sie nebst ihren Lieblingen ruhen konnte, so war ihr Vater so galant, einen sehr hohen Berg, Bahara genannt, der iezt im Lande Batta liegt, zu ihrem Wohnplazze aus dem Himmel herab zu schleudern. An diesem Berge sezte sich das übrige feste Land nach und nach wieder an; der obgedachte Nagapadoha mußte sich bequemen, seine Last wieder auf den Kopf zu nehmen, und damit er sie nicht etwa zum zweitenmal abschütteln möchte: so schikte Batara Guru seinen Sohn Layang Layang Mandi, der fliegen konnte, vom Himmel herab, der den alten Atlaß, Nagapadoha so feste band, daß er sich die Lust dazu mußte vergehen lassen.

Nachdem Puti orla Bulan eine Zeit lang auf der Erde gewohnt hatte, gebahr sie

drei Söhne und drei Töchter, welche die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts wurden.

So abentheuerlich diese religiöse Fabel auch klingt, so scheint sie doch sehr deutlich auf den ersten Ursprung, oder vielmehr auf die bei der Umformung dieser Insel vorgefallene Revolution hinzuweisen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die sundaischen Inseln nebst mehrern andern, durch eine heftige Erderschütterung und gewaltige Meeresfluth vom festen Lande Asiens abgerissen wurden und gleichsam im Wasser versanken.

Daß die darauf übriggebliebenen, oder zuerst dahin geflüchteten Inwohner ihre Mythologie auf diese große Begebenheit baueten, ist in der Natur des Menschen, dem die Furcht nur gar zu oft seine Götter erfinden ließ, ebenfalls gegründet. Unser vortreflicher Herder sagt: „Die Mythologie jedes Volks ist „ein Abdruk, der eigentlichen Art, wie es „die Natur ansah, insonderheit, ob es seinem „Klima und Genius nach mehr Gutes, oder

„Uebel in derselben fand, und wie es sich etwa „das eine durch das andere zu erklären „suchte. Auch in den wildesten Strichen „und in den mißrathensten Zügen ist sie ein „philosophischer Versuch der menschlichen „Seele, die, ehe sie aufwacht, träumt, „und gern in ihrer Kindheit bleibt.“ *) Gäbe man sich Mühe, aus diesem Gesichtspunkte die Mythologie selbst der wildesten und entlegendsten Völker zu studieren; so würde dabei wahrer Gewinn für den Denker zu erwarten seyn!

Die Bewohner der Societätsinseln geben vor, ihr Gott Mauwe habe ein großes Land von Westen nach Osten durch das Weltmeer geschleppt, wovon sich, während der heftigen Bewegung einige Brokken losgerissen hätten, und als Inseln liegen geblieben wären; das große Land sei wirklich noch gegen Morgen anzutreffen. **) Scheint diese alte Volkssage nicht

*) S. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, zweiter Theil. Seite 154.

**) S. Forsters Bemerkungen, auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Seite 135.

wenigstens so viel zu erweisen, daß auch diesen Menschen noch dunkle Erinnerungen einer wichtigen Naturbegebenheit geblieben sind, die einst in ihren Welttheilen so große Veränderungen zuwege brachten.

Doch wir kehren wieder zu den Gottheiten der Batasser zurük.

Ihr zweiter Gott, Sorie Pada, ist Beherrscher der Luft; und der dritte, Mangalla Bulang, ist der eigentliche Gott der Erde; iedoch stehen beide unter der Obergewalt des Gottes Battava Guru. Außerdem giebt es noch eine Menge Untergötter, und fast iede Sache, iede Begebenheit und ieder Zufall hat seine besondere Gottheit, so wie z. B. die See, die Flüsse, die Wälder, der Krieg, u. s. w.

An den Erdbeben ist, ihrer Meinung nach, auch der Riese Nagapadoha Schuld, welcher die Erde auf seinen Hörnern tragen muß, und sich einfallen läßt, zuweilen sein Haupt so

kräftig zu schütteln, daß die ganze Erde davon erbebt. *)

Damit es ihnen aber auch nicht an Teufeln fehle: so hat sich ihre Einbildung vier böse Geister erschaffen, welchen sie alles Uebel, was nur immer den Menschen auf der Welt begegnen kann, zuschreiben. Diese vier bösartigen Geister, Namens Sombaon Marapolon, Sombaon Dolok Sodau, und Sombaon Dolok Pitu, wohnen auf vier verschiedenen Bergen in der Landschaft Bata. So bald einem Batasser etwas Nachtheiliges begegnet, von welcher Art es auch seyn möge: so begiebt er sich zu einem Priester, oder einer Art von Zauberer, der alsdenn aus einer durchschnittenen Zitrone oder Limone zu erforschen sucht, welcher von den bösen Geistern das Unglük hervorgebracht habe, und was für Mittel anzuwenden sind, um ihn wieder zu be-

*) Auch die Bewohner der Societätsinseln geben zur Ursache des Erdbebens an, daß o Mauwe in seinem Zorn die Erde schüttele. S. Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. —

gütigen? Allemal läuft dieß auf ein Opfer von einem Büffel, Schwein, Ziege, oder etwas anderem hinaus, wozu der ehrwürdige Seher an diesem Tage eben Appetit hat. Vorher aber muß die Hülfe der drei guten Götter ebenfalls durch ein Opfer von einem Pferde, einer Kuh, Hund, Schwein, Huhn oder was sonst der Priester vorschreibt, erbeten werden. Alles Vieh, das den obersten Gottheiten geopfert wird, muß ganz weiß seyn.

Außer diesen Ceremonien haben sie keinen öffentlichen noch häuslichen Gottesdienst. Indessen findet man doch eine, wiewohl sehr verwirrte Vorstellung von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele bei ihnen, und von einem glüklichen oder unglüklichen Zustande derselben nach dem Tode. Stirbt der Mensch, so fährt, nach ihrer Meinung, die Seele zu den Naselöchern heraus, und wird von dem Winde, wenn der Mensch fromm gewesen ist, in den Himmel geführt; oder, war er ein Bösewicht, in eine große Pfanne gewehet, in der sie so lange gekocht und gequält wird, bis der oberste

Gott Battara Guru urtheilt, daß sie genug für ihre Sünden gebüßt habe, und sie zu sich in den Himmel aufnimmt. Auch an einen jüngsten Tag glauben sie, und stellen sich denselben folgendermaaßen vor: Wenn die Ketten und Bande, mit welchen der Weltträger Nagapadoha gefesselt ist, einstens abgenuzt und zerrissen sind; so wird er die Erde abermals von seinem Kopfe herabschütteln; und diese alsdann so versinken, daß die Sonne nur noch einer Ellen lang von ihr entfernt seyn wird. Die Seelen der Frommen, die diesem fürchterlichen Tag erleben, fahren sogleich in Himmel; die der Bösen aber werden durch die unerträgliche Hizze der nahen Sonne in der obengedachten großen Pfanne so lange gebraten, bis sie für ihre Sünden hinlänglich gebüßt haben, und von dem obersten Gott in den Himmel aufgenommen werden. Ueberall, auch bei den rohesten Naturmenschen, so bald er nur einiger Vorstellung eines obersten Regierers der Welt, und der Fortdauer der menschlichen Seele fähig war, finden wir, daß er auch bald auf die sehr natürliche Schlußfolge einer Belohnung

oder Bestrafung nach dem Tode fiel: Ob aber ie bei einem Volke, das blos die Stimme der Natur hörte, die schauderhafte Vorstellung von ewiger Pein und Verdammniß Statt gefunden habe? Daran dürften wir wohl mit Grunde zweifeln. Es scheint auch den rohesten Menschenverstand zu empören, an eine wohlthätige Gottheit zu glauben, und ihm dabei zuzutrauen, daß sie eins ihrer Geschöpfe, ohne alle Absicht auf seine eigene Besserung, zu ewigen Qualen verdammen sollte! —

Was die Regierungsform der Batasser betrifft, so sind ihre Könige weit davon entfernt, die Despoten ihrer Völker seyn zu können. Die Gewalt, die sie ausüben, ist sehr eingeschränkt. Nur in ihren eigentlichen Residenzplätzen, oder den Negereien, die sie bewohnen, ertheilen sie Befehle, und besorgen alles, was zur Wohlfahrt dieser Oerter, und zu der nöthigen Rechtspflege erforderlich ist. Auch haben sie davon keine weitern Einkünfte, als was ihnen die Strafen einbringen, die denienigen auferlegt werden, die sich gegen die Ge-

sezze vergehen, und die allzeit nach Maaßgabe des Verbrechens in einem Büffel, einer Kuh, Schweine oder kleinern Stükke Vieh bestehen. Die übrigen Negereien ihres Reiches haben iede ihr besonderes Oberhaupt, das allezeit vom königlichen Geschlechte seyn muß; und diese regieren darinnen mit eben dem Ansehen, als der König in seiner Residenz. Wenn indessen das Oberhaupt einer solchen Negerei in seiner Regierung oder Rechtspflege einigen Widerstand findet, so wendet es sich an den König, und dieser sendet sodann seinen Spieß oder Pikke, auf die sein Wappen gestochen ist, als ein Ermahnungszeichen zur Ordnung und Ruhe; hilft dieß Mittel nicht: so ertheilt der König dem Oberhaupte Befehl, die Aufrührer durch die Waffen zum Gehorsam zu zwingen.

Dieß ist die ganze Gewalt, die die Könige außer ihren Residenzpläzzen in ihren Königreichen haben. Auch geniessen sie, wie alle Oberhäupter der kleineren Negereien, kein weiteres Einkommen, sondern müssen von ihren eigenen Mitteln und Ländereien leben. Eine Regie-

rungsform, die derjenigen unsrer alten Deutschen, da sie in ihren Wäldern bei Mäßigkeit und freiem Muthe noch glüklich lebten, sehr ähnlich siehet!

Wenn ein König oder Oberhaupt einer Negerei, ohne männliche Erben zu hinterlassen, stirbt: so folgt ihm sein Bruder, oder Bruderssohn, in der Regierung nach. Das weibliche Geschlecht ist gänzlich davon ausgeschlossen.

Die drei Königreiche Simamora, Batasalindong und Butar, haben sich zu einer gemeinschaftlichen Gegenwehr verbunden, im Falle das eine, oder das andere von einem Feinde angegriffen werden sollte. Außerdem aber haben sie keinen weitern Zusammenhang, oder Verbindung unter einander.

Die gemeine Sprache der Batasser ist, (wenige Worte ausgenommen, die sie mit der Maleyischen gemein hat) gänzlich von allen andern Sprachen der Insel Sumatra verschieden.

Sie

Sie sind zwar in der Schreibekunst nicht unwissend, aber man findet doch wenig alte Gedenkschriften bei ihnen, weil ihre Schreibematerialien zu vergänglich sind. Sie schreiben nur auf das Bast von Bäumen oder rund um ein Bambusrohr herum. Einige ihrer alten Sagen, die aber alle wahre Kindermährchen sind, haben sie indessen doch auf diese Art aufgezeichnet. Das Bast, worauf sie schreiben, nehmen sie von einem Baume, den sie Aliem nennen; sie schaben es so fein und dünne als Papier, und bestreichen es hernach mit Reißwasser. Die Dinte, mit welcher sie darauf schreiben, machen sie von Ruß und dem Saft vom Zuckerrohr und spanischen Pfeffer. Eins ihrer heiligen Bücher, das auf diese Art geschrieben ist, besizt die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia. Es ist ohngefähr drei Zoll lang, eben so breit und dikke, und in einen ledernen Band eingebunden. Es ist ganz mit ihren gewöhnlichen Schriftzügen beschrieben, und eins ihrer heiligen Bücher, daraus sie sich in allen Zufällen ihres Lebens Raths erholen. Hierzu bedienen sie

sich noch eines kleinen Stükchen Bambus, worauf ebenfalls einige Charakters geschrieben sind, die sie mit ienen in dem Räthselbuche enthaltenen vergleichen. Sie schreiben, wie die Europäer, von der Linken zur Rechten. Welcher Art von Schriftzügen sie sich aber eigentlich bedienen, habe ich nicht auffinden können. Aus folgendem Briefe, der, wie er hier stehet, von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia, nebst der Uebersezzung ist mitgetheilt worden, wird man ihren Stil kennen lernen.

Radja Lelo amu Puni maima ay rohani ranapuang manon ani dagnada, ibana lupa di parbuhitan de Bata di giengang ay ado hami lupa di Radja Baros dohot di Gompom ulando alani ay ado dapa rohani Radja nami di parhi hami tutano borlangon ya yuanah nini Ongoris tutana Silong didi tahan dehot nasurata tano horlangon bato penu madi rante Ongoris.

Das heißt:

„Radja Lelo, (König der Malayischen Inwohner von Korlang) ist schon längstens Wil-

lens gewesen Puni Maima (König der Batasser zu Korlang) zu ermorden. Aber Puni Maima wird in Ewigkeit nicht vergessen, was er bei dem obersten Gott, der im Himmel regiert, geschworen hat; und wenn er es vergässe: so würde er auch den König von Baros und die holländische Kompagnie vergessen. Darum bittet er unsern König (von Baros), daß es ihm gefällig seyn möge, uns Korlangers beizustehen. Wenn wir keine Hülfe erlangen, so wird unser Feind Silongdidi das ganze Land von Korlang erobern, und die Inwohner von Batopenu in Fesseln schlagen."

In ihren Gesezzen, Sitten und Gebräuchen haben die Batasser viel sonderbares, wovon hier einiges soll angeführet werden.

Sie essen das Fleisch aller Thiere ohne Unterschied. Auch Menschenfleisch; doch nur von solchen Menschen, die entweder als Missethäter sind zum Tode verurtheilt worden, oder von ihren im Kriege getödeten, oder gefährlich verwundeten Feinden. Diejenigen, die lebendig,

oder nur leicht verwundet in ihre Hände fallen, werden verkauft.

Wenn ein verheiratheter Mann mit einer Ehefrau Ehebruch begehet; so läßt der König, oder das Oberhaupt der Negerei, den Ehebrecher an einen Pfahl binden, und der beleidigte Mann erhält die Erlaubniß, ihn zu ermorden. Dieß thut dieser sogleich mit der größten Wuth, schneidet sodann den todten Körper in Stükken, behält eins davon für sich und sein Hausgesinde, und theilt die übrigen unter die Zuschauer aus. Nachher wird ein Feuer angezündet, ieder bratet sich sein Stük mit Salz und Pfeffer, und verzehrt es mit vielem Appetite. Eben so verfahren sie auch mit ihren im Kriege getödeten oder schwer verwundeten Feinden. Den Kopf des Missethäters hebt der beleidigte Ehemann auf, um ihn an dessen nächste Verwandte zu verkaufen, die ihn begraben. Ist derienige, der sich mit einer Ehefrau vergangen hat, noch unverheirathet, so bestehet seine Strafe bloß in der Verbannung.

Welche Strafen den Weibern in ienen Fällen bestimmt sind, finde ich nicht. Es wäre doch merkwürdig, wenn sich bei diesem wilden Volke Gesezze fänden, die mit mehrerer Schonung und Billigkeit Rüksicht auf das schwächere Geschlecht genommen hätten, als die Unsrigen! Welch ein grausames Mißverhältniß herrscht darinne nicht, in den Strafen, die dem Verführer eines schwachen Weibes auferlegt werden, und in denienigen, die die arme Verführte tragen muß! besonders bei Vergehungen solcher Art zwischen unverheiratheten Personen! —

Nächtlicher Hauseinbruch wird mit eben der Strenge bestraft, als doppelter Ehebruch. Was aber am meisten bei ihnen verabscheuet wird, sind die unnatürlichen Sünden. Dieienigen, die sich solcher zu Schulden kommen lassen, werden in einen Sak gestekt und so ersäuft. Hätten die Gesezze der Batasser wirklich gegen die unnatürlichen Sünden solche Vorkehrungen treffen müssen; so wäre es ein Zeichen, daß dieses Volk bereits zu einer großen

Sittenverderbniß übergegangen sey: Meines Wissens hat man noch bei keinem einzigen Volke, das noch im einfachen Naturstande lebte, von dieser unnatürlichen Neigung einige Spuren angetroffen.

Diebstahl ohne Einbruch, kann mit dem doppelten Ersaz des Gestohlenen gebüsset werden. Auf den Todschlag steht keine andere Strafe, als daß der Mörder den Getödeten auf seine Kosten muß begraben lassen, wobei er die Freunde des Erschlagenen bewirthet. Da, wie wir hernach sehen werden, die Begräbnisse mit vielen Kosten verknüpft sind, so ist diese Strafe so gelinde nicht, wie sie scheint. Ist der Mörder so arm, daß er die hierzu nöthigen Kosten nicht aufbringen kann, so verrichten es seine nächsten Verwandten, die ihn, um ihre Auslagen wieder zu bekommen, nachher zum Sklaven verkaufen. Sind auch diese zu unvermögend, so wird er von den nächsten Blutsverwandten des Erschlagenen verkauft. Auf diese Art werden auch alle übrigen Verbrechen gebüßet.

Wenn ein iunger Mensch Lust hat sich zu verheirathen, und ein Mädchen findet, das ihm gefällt: so begeben sich seine Eltern zu den Eltern des Mädchens. Haben diese nichts dagegen einzuwenden, so wird eine Zeit bestimmt, wenn sich das Mädchen ganz nakkend baden muß; der iunge Mensch wird davon benachrichtigt, und kann dann seine Geliebte bei dieser Gelegenheit von ferne belauschen, und in ihrem natürlichen Zustande beschauen. Findet er einige Gebrechen an ihr, die ihm zuwider sind: so unterbleibt die Heirath. Entdekt er aber nichts, was ihm Abneigung gegen sie erwekken könnte; so benachrichtigt er seine Eltern davon, die alsdann mit den Eltern der Braut die Sache in Richtigkeit bringen, und den Preis bestimmen, für welchen der Bräutigam seine zukünftige Frau erkaufen muß.

Ist diese Sitte nicht viel vernünftiger, als das Gesez, nach welchem der Mann sein künftiges Weib nicht ohne Schleier sehen darf, bis unauflösliche Bande ihn schon an sie gebunden haben? —

Sind die beiderseitigen Eltern einig; so werden einige Geschenke zur Befestigung des Vertrages ausgetheilt. Der Vater des Bräutigams giebt gemeiniglich einen Säbel, und der der Braut einen Kris oder Dolch, und etwas Leinwand zur Kleidung auf den Kopf. Alsdann wird der Hochzeittag bestimmt. An diesem werden alle Inwohner der Regerei von dem Brautvater des Abends zum Schmause eingeladen. Sind die Gäste versammelt, so wird der Bräutigam durch zwei Manns- und zwei Weibespersonen herbei geführt. Die Trauungsceremonien gehen sodann auf folgende Art vor sich: Braut und Bräutigam werden neben einander gestellt, vor dem Bräutigam stehet eine alte, und vor der Braut eine junge Frau; alsdann bringt der Brautvater ein Stük Leinwand, welches er über die Schultern des Brautpaares hängt, und davon iedes einen Zipfel fest hält. Man bringt eine Schüssel mit gekochtem Reis; die alte Frau nimmt die Hand des Bräutigams und legt sie auf die Schüssel, die iunge Frau thut mit der Hand der Braut eben dieses, und nachdem das Brautpaar zu

zwei verschiedenenmalen etwas von diesem Reiße in den Munde gestopft hat, wird die Schüssel weggenommen und eine andere mit Nassi-Kunung oder gelben Reiß gebracht, wovon das Brautpaar auf gleiche Art etwas genießen muß. Ist dieß geschehen, so wird ihnen von der ganzen Versammlung Glük gewünscht, und sie von den beiden Weibern nach ihrer Schlafstelle geführt. Hier halten sie erst in Gesellschaft ihrer beiden Begleiterinnen ihre Mahlzeit, und begeben sich sodann zur Ruhe. Die alte und die iunge Frau bleiben indessen die ganze Nacht hindurch bei den Neuvermählten. Die Braut ist nie unwissend in den Geheimnissen der Ehe, weil die Eltern Sorge tragen, sie vorher darinn unterrichten zu lassen, damit sie nicht unerfahren und furchtsam seyn möge. Des folgenden Tages wird wieder ein Fest in dem Hause des Brautvaters angestellt, und den Tag darauf bringt der iunge Mann seine Frau in die Wohnung seines Vaters: womit sich die ganze Feierlichkeit endigt. Es stehet ihnen übrigens frei, so viel Weiber zu nehmen, als sie ernähren, oder auf oben beschriebene

Weise heirathen können. Da der Bräutigam seine Braut kaufen muß, so erlangt er dadurch ein vollkommnes Eigenthumsrecht über sie, und er kann seine Frau und Kinder nach seinem Gutdünken verpfänden oder verkaufen. Ja es trägt sich, bei dem großen Hange der Batasser zum Spiele, nicht selten zu, daß, nachdem sie alles verspielt haben, sie Frau und Kinder, ia ihre eigene Freiheit selbst verspielen, und Sklaven werden. Hat ein Batasser Schulden, die er nicht bezahlen kann, so wird er ebenfalls zum Sklaven verkauft.

Bei der Geburt eines Kindes haben sie die Gewohnheit, daß die Wöchnerinn sieben Tage zu Hause bleiben, und während dieser Zeit beständig mit dem Rükken gegen das Feuer gekehrt sizzen muß, um, wie sie sagen, die bösen Geister abzuhalten. Am achten Tage wird ein Gastmahl angestellt, wozu eine Menge Menschen, nebst einem Priester eingeladen werden. Dem Kinde wird nun ein Namen gegeben, wobei man folgende Gebräuche beobachtet: Vor allen Dingen muß der Priester aus einer leben-

dig aufgeschnittenen schwarzen Henne untersuchen, ob das Kind am Leben bleiben werde, oder nicht? Im ersten Falle erhält es einen Namen; sagt aber der Priester: daß das Kind bald wieder sterben werde, so hält man es nicht der Mühe werth, ihm einen Namen zu geben. Die ganze Gesellschaft verabredet unter sich, wie das Kind heissen soll? und um zu erforschen, ob man den rechten Namen erwählt habe? so werden blindlings aus einem Sakke einige Körner Reiß genommen; findet sichs, daß die Reißkörner eine gerade Zahl ausmachen: so ist der Name gut; so oft aber eine ungerade Zahl heraus kommt, muß die Gesellschaft einen andern Namen erwählen, bis endlich eine gerade Zahl Körner anzeigt, daß man den rechten getroffen habe.

Wenn ein Batasser stirbt: so wird die ganze Familie zusammen gerufen, um den Todten zu beschauen. Sodann schikt man einige in den Wald, die einen dikken Baum aussuchen, um daraus einen Sarg zu verfertigen. Von diesem Baume hauen sie ein Stük ab, das

sie in der Mitte von einander spalten, und die beiden Theile so aushölen, daß die Leiche darinnen liegen kann; an den Seiten arbeiten sie diese beiden Stükke so glatt und eben, daß sie dichte auf einander schliessen. Diese Sargmacher nehmen allzeit ein iunges Schwein mit in den Wald, theils um davon zu essen, theils auch um die Todtenkiste von aussen mit dem Blute desselben anzustreichen. Ist sie fertig, so wird sie ins Sterbehaus gebracht, und die Leiche mit einem Stükchen Leinwand und einer Matte bedekt hinein gelegt. Dieienigen Batasser, die nur eine oder etliche Tagereisen von der Westküste wohnen, wo Kampher und Benzoe zu haben sind, bestreichen die Leiche mit diesen Spezereien. An beiden Enden und in der Mitte wird die Todtenkiste mit Bindrotting fest zusammen gebunden, und die Fugen werden mit Schiffstheer wohl verstrichen. Nachdem bleibt die Leiche noch neun Tage im Hause stehen, während derselben man große Gastmale im Sterbehause anstellt, wozu ieder von den Verwandten des Verstorbenen nach seinem Vermögen etwas mitbringt: der eine einen Büffel,

der andere eine Kuh, ein dritter ein Schwein, Hund, Ziege, oder dergl. Den Tag vor dem Begräbnisse wird die Leiche vor das Haus gesezt, und die ganze Familie des Verstorbenen tanzt und springt mit Musik um dieselbe herum. Ist dieß vorbei, so trägt man sie wieder ins Haus, und am zehnten Tage wird der Todte endlich unter einem großen Gefolge und mit vieler Feierlichkeit zu Grabe getragen. Nachdem das Grab zugeworfen, wird bei demselben von dem ganzen Leichengefolge eine Mahlzeit gehalten. Nach deren Vollendung hängt man alle Kinnbakken derjenigen Thiere, die bei den Feierlichkeiten dieses Begräbnisses sind geschlachtet und verzehrt worden, an einem Stokke über dem Grabe auf, um damit anzuzeigen: wie viel bei diesem Begräbnisse aufgegangen sey; und hiermit hat die ganze Feierlichkeit ein Ende.

Die Kleidung der eigentlichen **Batasser**, die tief im Lande wohnen, ist äusserst einfach; sie besteht bloß in einem Stükchen Tuch, fünf

Astaas *) lang, und zwei Astaas breit, welches sie selbst von den Kapas, der in ihrem Lande wächset, verfertigen, und das so grob als Seegeltuch ist. Diesen Lappen binden sowohl Männer als Weiber, zu Bedekkung der Schaamtheile, um die Hüften. Uebrigens ist das schöne Geschlecht hier so wenig als überall ganz frei von einer Neigung zum Puzze und Galanterie. An festlichen Tagen tragen sie allerhand Art von goldenem Schmuk, den sie sowohl ins obere als untere Ohrläppchen hängen. Ins Haar stekken sie eine goldene Nadel, mit der Figur eines Vogels. Auf der Brust hängt ihnen eine dreiekkichte goldene Platte; und am obern Theil des Arms tragen sie einen dikken, aber holen Ring von eben diesem Metalle. An den übrigen Theilen des Leibes gehen sowohl Männer als Weiber ganz nakkend, ausser daß die unverheiratheten Mädchen und junge Weiber, die keine Kinder haben, noch einen Lappen von ihrem groben Tuche über die Brüste binden.

*) Ein Astaas ist wie der Cobido die Länge von ½ Ellen.

Die Männer tragen auf dem Bauche eine lederne Patrontasche, auf der Brust ein Pulverhorn und an dem linken Daumen eine kegelförmig gewundene Lunte. An der linken Seite hängt der Kris, an der rechten eine kupferne Tobakspfeife nebst dem Feuerzeuge. An der rechten Hand halten sie ihr Schießgewehr, das im Lande selbst verfertigt wird, und davon der Lauf von inländischem Eisen, und das Schloß von ausländischem Kupfer ziemlich gut gearbeitet ist; nur müssen diese Gewehre noch mit der Lunte abgebrannt werden. Wenn sie in Krieg gehen, so tragen sie überdieses noch eine halbe Pikke und eine große Menge scharfe drei Zoll lange Bambusstäbe bei sich. Wenn sie schießen, so fallen sie auf die Knie, und stekken iedesmal diese scharfen Bambusstäbchen vor sich hin, hinter welchen sie vor dem ersten Angriff des Feindes gesichert sind, der, ehe er dieselben nicht aus der Erde gezogen hat, nicht mit blossen Füssen darüber weggehen darf.

Daß die Batasser es nicht weit in den Künsten und Handwerken gebracht haben, sieht

man schon aus der Verfertigung ihrer Todten-kisten. Das schöne Gold, welches an manchen Orten in ihrem Lande gegraben wird, verarbeiten sie bloß auf eine sehr plumpe Art, zu den oben beschriebenen Zierrathen. Auch fehlt es ihnen an den nöthigem Werkzeuge und Hülfsmitteln zu feinern Arbeiten. Gold und etwas Zinn sind die einzigen Metalle, die ihr Land erzeugt. Kupfer und Eisen bekommen sie durch den Tauschhandel gegen Kampher und Benzoe, und wo es dergleichen nicht giebt, gegen Gold, Vieh oder Erdfrüchte. Ausser denen groben Stükchen Leinwand, womit sie sich, wie oben gesagt worden ist, bedekken, verfertigen sie weiter nichts von der Art Arbeit. Was sie sonst von feinerer und breiterer Leinwand, besonders an Hochzeittagen um den Kopf zu winden pflegen, müssen sie ebenfalls eintauschen. Der einzige Gebrauch, den sie vom Eisen machen, ist: daß sie ihre Gewehre, Geräthschaften zum Land- und Bergbau, Beile, Hämmer, Meissel, Hakmesser u. dergl. daraus verfertigen. Nägel, Haspen, Schlösser und andere dergleichen zur Bequemlichkeit

oder

oder Sicherheit dienende Sachen sind ihnen unbekannt. Ihre Thüren und Laden laufen alle in hölzernen Zapfen, und werden auch mit solchen Riegeln verschlossen.

Ihr Schießpulver bereiten sie auf eine sehr einfache Art. Sie mischen Salpeter und fein gemalene Holzkohlen unter einander, thun dazu $\frac{2}{3}$ rohen Schwefel, so wie sie ihn aus dem feuerspeienden Berge Bata Gopit holen und solchen weiter keine Zubereitung geben, als daß sie ihn ganz fein stampfen. Diese Masse wird durch einander gerührt, und in einer Reißstampfe wohl zusammen gestampft, nachher klein gerieben, gekörnt, und an der Sonne getroknet. Man kann leicht denken, daß dieses aus so rohen und unsaubern Bestandtheilen verfertigte Schießpulver, dem nach europäischer Art zubereiteten an Stärke sehr weit nachstehen muß. Der Salpeter erzeigt sich im Menge unter ihren Häusern, denn, da sie, wenn ihnen ein natürliches Bedürfniß ankömmt, sich nicht die Mühe geben, aus ihren Wohnungen herab zu steigen, sondern sich des-

fen am ersten besten Orte, wo es ihnen ankömmt, entledigen: so wird der Grund unter ihren Wohnungen beständig durch den Urin, der durch die bambusenen Fußböden herabträufelt, angefeuchtet, und aus dieser Erde, die sie mit der Erde aus ihren Ziegenställen vermengen, wird bei ihnen der Salpeter filtrirt.

Ihr ganzer Landbau besteht da, wo der Benzoe wächst, in der Fortpflanzung dieses Baumes, und wo dieser nicht fortkömmt, in Bearbeitung der hohen und tiefliegenden Reißfelder, und im Anbau von allerhand andern Feldfrüchten.

Sie bearbeiten das Feld auf die nämliche Art, wie wir Europäer; das heißt, sie pflügen und eggen es mit Büffeln. Ihr Pflug ist sehr einfach und besteht aus einem einzigen Balken, an dessen Ende ein Widerhaken, in Form einer länglichten Schaufel, die vorne mit Eisen beschlagen wird, festgemacht ist; über diesen Widerhaken geht ein langer Stiel heraus,

um den Pflug damit zu regieren. Ihre Eggen hingegen sind vollkommen nach europäischer Art gemacht, nur daß die Zinken von Holz sind.

Der Anbau des Kampherbaums macht ihnen keine weitere Mühe, da er auf den Bergen wild wächset, und sich von selbst fortpflanzt.

So wohl der Baum, welcher den Benzoe liefert, als auch der Kampherbaum, sind beide den Botanikern noch nicht hinlänglich bekannt. Man hat sie zu dem Geschlechte des Lorbeers Laurus gezählt, ob mit Grunde oder nicht, wird sich erst dann erweisen, wenn ihre Blüthen in Indien selbst von einsichtsvollen Kräuterkundigen erst genauer untersucht worden sind. Alle Beschreibungen davon, selbst die des großen Linné, wurden nur nach unvollkommenen Exemplaren, die man nach Europa gesendet hatte, gemacht, und es ist eine mißliche, ia fast unmögliche Sache, nach solchen auf einer so langen Reise eingetrokneten, oder doch halb zerstörten Blumen eine richtige Classification vornehmen zu wollen.

Der Baum, welcher das Benzoe liefert, (Laurus Benzoe Linn.) ist ein großer schöner Baum mit Citronen und Limonen ähnlichen Blättern, welche nur kleiner, nicht so glänzend, und an der untern Seite weißlich sind. Um das Benzoeharz zu gewinnen: werden in den Stamm des Baumes Einschnitte gemacht, aus welchen dieß kostbare Harz heraustråufelt, das, wie bekannt, in der Medizin, auch zum Raucherwerke und im Weingeist aufgelöst, zu einer Art Schmünke gebraucht wird. Der Kampherbaum) beim Linné Laurus Camphora) ist besonders in Japan sehr gemein. Sein Stamm erreicht daselbst die Höhe unsrer Linde. Der sumatraische Kampherbaum scheint beinahe von einem ganz andern Geschlechte zu seyn, denn der Baum selbst ist viel kleiner als iener, das Blatt ist ungerippt, (Folium enervum) und die Blume ohne Kelch. Um den Kampher in Japan zu gewinnen, werden die Wurzeln und das Holz des Stammes in kleine Stükken gehakt und mit Wasser in einem Kessel übers Feuer gesezt. Der Kessel wird mit einem Helm von Stroh bedekt, an dessen innere Seiten sich

der in die Höhe steigende Kampher ansezt, und sorgfältig abgenommen wird. So sendet man ihn nach Holland, wo er noch einmal distillirt wird. Auf Sumatra aber wird der Kampher gleich aus dem Holze des Baumes, welches man in kleine Stükchen spaltet, heraus geholt, wo man diese Substanz schon ganz reine in Brokken und Körnern findet. Aus einem Baume erhält man auf diese Art ohngefähr drei Pfund. Auch wird dieser Kampher, der rein ist und nicht so leicht verfliegt, ungleich höher geschäzt, als der von Japan; denn ein Pfund davon gilt so viel als hundert Pfund Japanischer. Der Gebrauch des Kamphers, sowohl in der Medizin als auch zu andern Bedürfnissen, und selbst in der Feuerwerkskunst, ist hinlänglich bekannt.

Die Batasser theilen ihr Jahr in zwölf Monate, davon ieder dreißig Tage hat. Paha Sada, Paha Dua, Paha tolo, Paha opat, Paha lima, Paha onom, Paha Pitu, Paha Wado, Paha Sia, Paha Spulo, Paha Eie und Paha hurang. Paha, heißt ein Monat, und die Beiwörter,

Sada, Dua, tolo ꝛc. bedeuten der erste, zweite, dritte, u. s. w. Am ersten Tage des Paha Sada feiren sie ihr Neuiahr mit Gastereien und Glükswünschungen; diese Glükswünsche laufen alle darauf hinaus, daß die Früchte ihres Landes wohlgerathen, und sie eine reichliche Erndte halten mögen. Uebrigens gehn sie aus einem Jahre ins andere hinein, ohne ferner die geringste Zeitrechnung zu beobachten. Da ihre Jahre um fünf Tage kürzer sind, als die unsrigen, so fällt ihr Neuiahr nicht immer in ein und denselben Monat nach unserm Kalender. Im Jahr 1781 fiel es in April.

Von der Sternkunde haben sie nicht die geringste Kenntniß; selbst der Lauf der Sonne und des Mondes ist ihnen ganz etwas unbekanntes.

Doch dieß sei genug von diesem Volke; wir wenden uns nun zu den Küsten gegen Süden von Achim.

Die gegen Süden von Achim gelegenen Küsten standen ehedem bis nach Indrapura hin unter der Botmässigkeit der Könige von Achim; zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts aber fingen schon einige Negereien an, sich mit der holländischen Compagnie zu verbinden, und sie als ihren Schuzherrn zu erkennen; diesen sind nachher die übrigen gefolgt.

Bloß die vornehmsten Negereien sollen hier genannt werden. Sinkol liegt an einem breiten Fluß, und war die erste, die 1672 mit der holländischen Compagnie in Bündniß trat. Baros, die Hauptnegerei eines Königreichs dieses Namens, liegt acht Meilen südlicher. Hier liegt die nördlichste Factorei der Holländer; 1732 wurde das alte Gebäude durch den ausgetretenen Fluß weggerissen; es wurde aber nachher eines von Steinen erbauet, das feste genug ist, sowohl dem Wasser zu widerstehen, als auch im Nothfall gegen die Inländer vertheidigt werden zu können. Ausser dieser Hauptnegerei, die nur eine halbe Stunde vom Strande liegt, findet man, eine Meile weiter

hinauf, noch acht kleinere, deren Inwohner Benzoe und Kampher, von denen hierher kommenden Bergbewohnern erkaufen, und nach Baros zu Markte bringen.

Baros wird von einem Radja, oder König, regieret, dessen erhabene Regierungsgeschäfte ein erster Minister (Banduharu) und acht Reichsräthe (Pongulus) mit besorgen. Es giebt zwei Familien in diesem kleinen Reiche, Doulu und D'Ilheer, aus diesen wird wechselsweise der Radja erwählt. Ist einer aus der ersten Familie Radja, so versiehet indessen eine Person aus der andern das Amt des ersten Ministers. Ein Gebrauch, der für das Beste der hohen Familien, (vielleicht auch für das Wohl des Landes) so zwekmässig zu seyn scheint, daß es wohl der Mühe lohnte, irgend ein tiefdenkender Politiker nähme die Untersuchung auf sich, ob es nicht rathsam sey, diese Sitten überall einzuführen? —

Ehedem war dieses Reich ansehnlicher, und erstrekte sich bis über Natter hinaus. Nach

und nach aber haben sich die Regenten dieses Landstriches immer unabhängiger zu machen gewußt; und der König von Baros war zu ohnmächtig, sie in Gehorsam zu erhalten. Dieser, so wie die übrigen Regenten, unterwarfen sich bereits 1668 der holländischen Kompagnie; nachher wurden diese Traktaten oftmals erneuert: indessen haben die Holländer Baros seit 1775, seiner ungesunden Lage halber, verlassen.

Sürkamp liegt drei, und Korlang sechs Meilen südlicher. Noch drei Meilen südlicher liegt Tapanuly an einer sehr geräumigen und sichern Bay. Um den Kampherhandel zu schüzzen, der hier sehr ins Große getrieben wird, haben die Engländer seit einiger Zeit auf eine kleine Insel, gerade vor dieser Bäy, eine Besazzung gelegt. Der berühmte französische Admiral, Graf d'Estaing, zerstörte zwar im Jahr 1760 dieß kleine Komtor, es wurde aber nachher wieder aufgebaut. Noch weiter südlicher liegen Sibukang, Badieri, Pinang Soree, Batang Taru, Batu

Mondu, Sinkrang, Tabujong und Kunkun; sie verdienen sämmtlich keine nähere Beschreibung. Bis hinter diese Strandnegereien erstrekt sich das Königreich der Batasser. Natter oder Natal ist wegen seines feinen Goldes ein wichtiger Plaz. Schon im Jahr 1693 verbanden sich seine Regenten mit der holländischen Compagnie; doch war es von ieher ein Zufluchtsort für Schleichhändler. Seit 1751 haben die Engländer ebenfalls des Goldhandels halber hier eine Residenz angelegt; sie steht so wohl, wie die zu Tapanuly, unter dem Gouverneur von Benkolen. Battahan, liegt zwei Meilen von Natter. Auch dieser Ort ist wegen des Goldhandels nicht unwichtig. Ajerbangis, einige Stunden südlicher, an einem großen und schiffbaren Flusse, hat einen sehr guten Hafen. Hierdurch wird dieser Ort, dessen Einwohner sich hauptsächlich vom Akkerbau nähren, zum Marktplazze für die Bergbewohner, die hier ihr Gold und Kampher zum Verkaufen bringen. Die Inwohner, die von einem Ober- und drei Unterregenten regieret werden, stehen seit 1693

unter der Herrschaft der holländischen Compagnie, und haben sich stets als getreue Unterthanen derselben betragen. Sikilang, liegt nicht weit von der See, und wird nebst fünf andern Negereien, die eine Tagereise davon entfernt sind, von einem Radja und fünf Pongulus regiert. Die holländische Kompagnie zog ehedessen aus dieser Gegend vielen Pfeffer; nachher aber ist der Pfefferbau hier ganz vernachlässiget worden.

Passaman, ein Landstrich, der von vier Flüssen durchströmt wird, liegt gerade unter dem Aequator. Er ist in zwei Regentenschaften vertheilt, darinnen zwei Radjas und eine Menge Pongulus, über dreißig Negereien regieren.

Hinter Sikilang und Passaman, erstreckt sich das goldreiche Gebirge der Rauwers. Das Gold wird daselbst an den Ufern der Flüsse in gediegenen Stükken, oft zu einer Unze schwer, gefunden. Es ist das feinste auf der ganzen Westküste von 21 bis 22 Karaat.

Sungie Limu, oder Tanna Mirra, wegen des rothen Thones, woraus das Erdreich bestehet, also genannt, ist ein sehr fruchtbarer Landstrich. Er enthält die zwölf Negereien, die unter dem Namen Duablas Kottas bekannt sind. Auch diese Oerter stehen mit der holländischen Kompagnie im Bündniß. Eine halbe Meile weiter kömmt man an den Fluß Narras.

Noch eine halbe Meile südlicher fangen die eigentlichen Besizzungen der Holländer an. Die vornehmsten Oerter darinnen sind:

Priaman, eine Negerei dichte an der Mündung des Flusses gleiches Namens, zu der vierzehn andere gehören, die durch zwei Hauptregenten und zehn kleinere Befehlshaber regieret werden.

Schon im Jahre 1664 wurden sie Bundesgenossen der Holländer, haben aber denselben durch ihren Wankelmuth von Zeit zu Zeit viel zu schaffen gemacht, bis man sich endlich ihrer

Treue durch eine 1712 hier angelegte Schanze, Vreedenburg genannt, in der ein Fähndrich das Kommando führt, versicherte. Eine halbe Tagereise weiter ins Land hinein liegen die Tuju Kottas, welches sieben Dörfer sind, die durch ein Oberhaupt und sieben Pongulus regiert werden.

Sounoun, Ulakkan, Tapakit, Hannäy, Kotta Tenga, Udjong Karrang, lauter theils größere, theils kleinere Regentschaften, die weiter landwärts ein liegen, bis man endlich nach Padang kömmt.

Padang ist der Hauptplaz aller holländischen Besizzungen längst der Westküste, und die Residenz ihres Kommandeurs.

Dieser Ort war von ieher der standhafteste und getreueste Bundsgenosse der holländischen Kompagnie, dieserhalb werden seine Regenten auch mit mehrerer Achtung behandelt, als die übrigen. Auch genießen sie einige Rechte von der Ein= und Ausfuhr der Waaren. Sogar

bezahlt ihnen die Kompagnie für jeden Tail Goldes *), das gegen Leinwand vertauscht wird, $\frac{1}{4}$, und von den Baar ausgeführten Pfeffer **) $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Die kleine Festung, die die Holländer hier erbauet haben, liegt eine viertel Meile von der See, an einem Flusse, der für kleine Schiffe schiffbar ist. Eine halbe Stunde weiter hinauf liegt die Negerei, die sehr volkreich ist, weil die Regenten und die Abgesandten des Kaisers von Maningcabo darinnen wohnen. Dieser Kaiser, der von der holländischen Kompagnie als Schuzherr bestätigt wird, hat hier einen Statthalter, welcher nebst verschiedenen Pengulus oder Räthen die Regierung versiehet.

Man giebt den hiesigen Inwohnern Schuld, daß sie feigherzig und treulos wären; welches

*) Tail ist ein in Indien gebräuchliches Goldgewicht, das aber fast an iedem Orte anders geschäzt wird. Gewöhnlich machen sechs Tail eine Mark.

**) Die Baar Pfeffer wird in Indien gewöhnlich auf 375 Pfund gerechnet.

leztere doch durch die treue Anhänglichkeit, die sie, wie oben gesagt worden ist, für die Holländer bezeigt haben, scheint widerlegt zu werden. Sie sind in ganz Indien, wegen der künstlichen Golddratharbeit, die hier verfertigt wird, berühmt. Hierinnen sind sie so betrieben, daß sie selbst das Gold nachzumachen und auf eine so feine Art zu verfälschen wissen, daß man sehr leicht damit betrogen werden kann. Auch verfertigen sie von roher sinesischer Seide sehr artige Kleidchens, die sie mit Citronensaft und den Wurzeln des Bancudubaums roth färben.

Man schreibt es den öftern Erdbeben und Regen zu, daß die Luft hier so gesund ist.

Schon 1660 hatten die Holländer hier ein Komtor; doch dauerte es bis 1669, ehe die Padanger das Achimsche Joch abschüttelten und sich unter die Herrschaft der Holländer begaben. Bald darauf würde Padang das Hauptkomtor der Kompagnie, und ist es auch seit dieser Zeit geblieben.

Im Jahr 1778 wurden hier unter der Aufsicht des damaligen Kommandeurs Siberg eine neue Kirche erbaut. Sie ist zwar klein, aber recht nett und zierlich, und hat eine feine Kuppel. Die dazu gehörige Gemeinde bestand damals aus 121 Mitgliedern, die theils hier, theils zu Chinco und Aderhadja wohnen. In eben diesem Jahre wurden daselbst ein hundert Menschen, theils Erwachsene, theils Kinder getauft. Man zählte überhaupt hier siebenzig Christenkinder.

Ein zu der nämlichen Zeit bei dieser Gemeinde angestellter reformirter Prediger *) hatte

*) Herr Metzlar, der damals Prädikante (wie man die Geistlichen in Indien nennet) hier war. — Bei seiner Zurükkunft nach Batavia wurde er Mitglied der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, und nach dem Absterben des Hrn. von Wurmb sein Nachfolger, als Sekretär und dirigirendes Mitglied. Allein, auch diesen würdigen Mann hat die Gesellschaft verloren, da er 1783 nach Holland, seinem Vaterlande, zurük reisete.

hatte Gelegenheit zwei seltsame Gebräuche der Inwohner mit anzusehen, die er hier mit seinen eigenen Worten beschreiben mag:

„Wir fuhren, sagte er, mit den Kommandeur und einigen andern Freunden, des Morgens um sieben Uhr den Fluß hinauf, nach der Negerei des Pangelimas oder Statthalters; da dieser aber eben krank war, so wurden wir hier von dem Bandara oder Vicestatthalter empfangen, bei dem wir einige Zeit ausruheten und uns sodann nach einem offenen Felde begaben, in dessen Mitte eine Art von Kanzel oder Gerüste stand, auf welchem an diesem Tage ein Malaier zum Priester sollte ordinirt werden. Vor diesem Gerüste standen 28 andere Priester, die unter immerwährenden Kniebeugungen (Sumbäähen nach der Landessprache) ihr Gebet vorrichteten. Vor ihnen stand noch ein vornehmerer Priester, Iman Lag, der sie alle an Andachtseifer übertraf. Nachdem sie sich sämmtlich zur Erde geworfen, und eine Zeit lang die Köpfe gegen den Boden geschlagen hatten, kam endlich der neue Kan-

didate zum Vorschein, und bestieg, unter unaufhörlichen Scharrfüßen, die gedachte Kanzel, nachdem er vorher von einem alten Priester, der auf einer Stufe derselben stand, verschiedenemal dazu genöthigt worden war. Das ganze Examen, welches er auszustehen hat, besteht darinnen: daß er, während einer halben Stunde, eine große Pargamentrolle voll arabischer Schrift ablesen muß; kann er dieses ohne Anstoß, so wird er als Proponente oder Sattiph aufgenommen und zugelassen. Will er in der Folge weiter in den geistlichen Würden rükken, so muß er erstlich den ganzen Alkoran verstehen. Indessen findet man hier wenige, die es so weit bringen, weil sie viel zu faul dazu sind, sich auf ein so mühsames Studium zu legen.

Hat nun der Kandidate seine Rolle abgelesen: so läuft er, so schnell als möglich, von der Kanzel herunter, in seine Wohnung, wobei er von einem Kommando von zwölf europäischen Soldaten, die während des wichtigen Examens um die Kanzel herum postirt sind, be-

dekt wird. Ausserdem würde ihm das gemeine Volk alle Kleider vom Leibe reissen, ia sogar seiner eigenen Haut nicht schonen; denn, weil es ihm bereits für einen großen Heiligen hält, so trachtet ein ieder, einen Lappen von ihm zu erhaschen, und glaubt mit diesem Heiligthume für das ganze Jahr Glük ins Haus zu bringen. Jemehr der heilige Mann zerzauset wird, ie geseg- neter, glauben die Inländer, werde in diesem Jah- re die Erndte ausfallen. Für diesesmal kam der neue Heilige, durch den Beistand unsrer Solda- ten, die rechts und links reichliche Ribbenstösse unter die andächtige Menge austheilten, noch mit ziemlich ganzem Gewande und heiler Haut da- von. Jährlich wird auf diese Art ein Priester geweihet; besonders begehen sie ihren Neu- iahrstag mit dieser Feierlichkeit.“

Eben so seltsam, wiewohl einen guten Theil vernünftiger, ist die Art, wie die Inländer iährlich ihren Feldbau eröffnen.

Auch diese Ceremonie sah Hr. **Metzlar** mit an.

„Wir begaben uns (so erzählt er) des Morgens mit dem Herrn Kommandeur und einer großen Gesellschaft anderer Herren und Damen nach denen, eine kleine halbe Stunde über unserm Fort gelegenen, Pflanzungen des Kapitäns der Sinesen, des hiesigen Oberhauptes der sinesischen Nation. Hier schlug der Kommandeur zuerst einigemal mit einer Hakke in den Boden, und ein ieder von uns that der Reihe nach eben dieses. Auf diese Art wurde der Anfang zur Bearbeitung des Reißlandes gemacht, und von diesem Augenblikke fingen die Sinesen an, die Arbeit in ihren Reißfeldern mit dem diesem Volke so eigenen Fleisse und Eifer zu betreiben.“ — Dieß ist eine Feierlichkeit, die iährlich um diese Zeit vor sich gehet, weil die Inländer behaupten: daß sie nie auf eine gute Erndte rechnen dürften, wenn der Kommandeur, den sie einen Statthalter Gottes nennen, nicht zuerst den Anfang gemacht habe, das Land zu bearbeiten. Vorher würde gewiß keiner eine Hand anlegen. Vermuthlich brachten die Sinesen diese Gewohnheit aus ihrem Vaterlande, wo der Kaiser selbst die Geschäfte des

Akkerbaues auf die nämliche Art anfängt, mit hierher.

Pauw, ein Landstrich vier Meilen nordwärts von Padang, enthält zehen Negereien, deren Inwohner den Holländern von Zeit zu Zeit immer viel Unruhe verursacht haben, bis sie sich endlich 1755, zu der Zeit, da die Bündnisse mit den vornehmsten Völkerschaften dieser Insel erneuert wurden, ihrer Herrschaft abermals unterwarfen. Durch dieses Land müssen die Kaufleute reisen, die das Gold von Tiegablas Cottas nach Padang zum Verkaufe bringen.

Das Gebirge Tiegablas Cottas fängt eine Tagereise von Padang, an einer großen Landsee, Dano genannt, an, und erstrekt sich südwärts bis hinter Sillida. Man zählt 13 Negereien auf diesem Gebirge, die zwar unter einander verbunden sind, davon aber doch iede ihren eigenen Regenten hat, welche nicht selten zusammen in Streit gerathen, und dann auf ihre Art gegen einander zu Felde

ziehen. Sie stehen sämmtlich mit der holländischen Kompagnie im Bündniß.

Man rechnet, daß in diesen dreizehn Negereien 7750 Familien wohnen, welches zusammen, wenn man eine Familie auf fünf Personen rechnet, eine Volksmenge von 38750 Menschen ausmacht. Hieraus kann man einigermaaßen auf die ausserordentlich starke Bevölkerung der ganzen Insel überhaupt schließen.

Die reichhaltigsten Goldminen auf diesem Gebirge, sind die zu Songipago, Songiabu und Sipaijong, drei Tagereisen östlich von Padang.

Eine kleine Beschreibung, wie man bei Eröffnung der Goldminen hier zu Werke gehet, wird vielleicht dem Leser nicht unwillkommen seyn!

Zuerst wird in einem rothen Thongrunde, der mit vielen Fels- und weissen Erzsteinen bedekt ist, einen Faden tief gegraben *), wor-

*) Der Faden wird in Holland und Indien mehrentheils zu sechs Fuß gerechnet.

auf man auf einen weissen Thongrund kömmt, der zwei Faden tief ist. Nachdem folgt ein schwarzer Sand von einem Faden tief, und darauf unmittelbar eine Lage von gelbem harten Stein, die gewöhnlich fünf Fäden mächtig ist: dieses Gestein wird als ein sichres Kennzeichen angesehen, daß man eine reiche Goldader zu erwarten habe. Nachdem man noch einen Faden tiefer in einen blaulichten Steingrund gegraben hat, gelanget man zu der wirklichen Goldader: wo man also in einer Teufe von eilf Faden reines Gold von ein- bis zwei und zwanzig Karaat findet. In guten Jahren liefern die Tiegablas Cottas ohngefähr drei tausend Tail Gold von neunzehn bis zwei und zwanzig Karaat. Da sechs Tail eine Mark machen, so betrüge also die ganze Ausbeute fünfhundert Mark.

In Friedenszeiten sezzen die Holländer zu Padang einen großen Theil ihrer Leinwand gegen dieses Gold ab.

Gegen Morgen von den Tiegablas Cottas, liegt das ehedem so berühmte Kaiserthum

Manicabo, dessen Beherrscher sich so hochtrabende und abentheuerliche Titel anmaßte, welche Lachen und Mitleiden zugleich erregen. Besonders gegenwärtig, da dieses Reich zu einer so unbeträchtlichen Macht herunter gesunken ist, indem es 1680 durch die Uneinigkeit der Nachfolger des damals verstorbenen Kaisers Alpha in drei Theile zerrissen wurde. Songitrap, Suruassa und Pager Ujong.

Der Beherrscher von Suruassa residirt zu Manicabo, und will dieserhalb noch als der Oberherr aller ehemaligen Länder dieses Kaiserthums angesehen seyn. Zuweilen fällt es ihm ein, Gesandte mit ziemlich trozzigen Aufträgen nach Padang zu schikken; die man aber stets mit einem kleinen Geschenke zufrieden zu stellen sucht. Die Holländer, die eben nicht gewohnt sind viel Ehrfurcht für gekrönte Häupter (besonders in Indien) zu haben, würden mit dieser kaiserlichen Maiestät so säuberlich nicht verfahren, wenn sie nicht nach ihrer kaufmännischen Politik für gut fänden, die Meinung

der Inländer zu schonen, die mit dem regierenden Hause von Manicabo noch immer eine hohe priesterliche Würde verbinden.

Zwei Meilen gegen Süden von Padang kommt man an die Bay Bongus. Die dort wohnenden Menschen nähren sich vom Landbau und Fischfang. Sie bringen ihre Produkte nach Padang zum Verkauf.

Trussang, der daran stoßende Landstrich, hat zehn Regereien, die unter einem Könige steh e.

Lompo, eine kleine Landschaft im Gebirge; ihre Inwohner treiben größtentheils Landbau, und werden von vier Oberhäuptern regiert, die unter den Befehlen der holländischen Kompagnie stehen.

Pulut-Pulut, liegt mitten im Gebirge und hat seinen eigenen Radja, oder König.

Sillida und die Bay Pynan, ein paar unbeträchtliche, der holländischen Kompagnie gehörige Orte. Zwei Meilen nördlich von

Sillida liegt die berühmte Goldmine (Tambang), deren Bearbeitung der Kompagnie ehemals so theuer zu stehen kam. Der Regente, welchen die Holländer zu Pynan anstellen, erhält von ihnen den Ehrentitel, Radja Karbouw.

Pulo chinco, oder das Eiland Chinco, liegt gerade Pynan gegen über, kaum eine Viertelmeile vom festen Lande. Es ist eine von der Natur befestigte kleine Insel, rund um mit Klippen umgeben. An der Ostseite hat sie eine gute Rehde, und in ihrer Mitte einen kleinen Berg, auf dessen Felsenspizze ein Fort erbauet wurde. Die mit Pallisaden umgebene Loge der Kompagnie liegt am Fuße desselben. Hier ist der gewöhnliche Marktplaz für den südlichen Theil der Westküste, der hauptsächlich von den Handelsleuten von Songie Pagu besucht wird.

Drei Meilen südwärts von Pynan, liegen die sogenannten zehn Handelsplätze. Sapulu — Boa Bandhars in Maleiischen.

Sie gehören seit 1680 der holländischen Kompagnie, und ihre Regenten werden von dem Kommandeur und Rath zu Padang aus vier gewissen Familien zu Songiepagu erwählt. Die Namen dieser zehn Handelsplätze sind: Batang Kapas, Tello, Taraka, Siranti, Priamanpara, Kambang, Sakitan, Palangit, Songie Tumu und Pongassan.

Songiepagu ist ein gebürgichter Landstrich, der sich hinter den zehn Handelsplätzen und Ajerhadja ausstrekt, und sehr goldreich ist. Seine Inwohner treiben ihren Handel auf Pulo chinco, oder zu Ajerhadja. Dieser Landstrich wird von einem Großfürsten und vier kleinern Fürsten regiert.

Die Titel: Großfürst, Kaiser, König, Premierminister u. s. w. fallen zwar, nach denen Begriffen, die wir damit verbinden, öfters ins Lächerliche, wenn sie auf indische Regierungsformen angewendet werden; da inzwischen die Menschen in Indien

eben so Titel- und Rangsüchtig sind, als in Europa: so warf die europäische Habsucht der indischen Eitelkeit (schlau genug) diese Tonne vor, um — während der ehrgeizige Indianer damit spielte — sich des Goldes und der Reichthümer seines Landes desto ungestörter bemächtigen zu können. Wegen des Einflusses, den die Regenten dieses Landstriches auf den Handel haben, und weil auch die Regenten der zehn Handelsplätze aus ihren Familien erwählt werden, behandelt sie die Kompagnie mit vorzüglicher Achtung.

An das Gebirge von Songiepagu gränzt das von Korinti, dessen Bewohner sich ebenfalls mit Goldgraben abgeben und damit ihren Handel zu Ajerhadja treiben.

Ajerhadja liegt anderthalb Stunden von Ponjassan, und war in ältern Zeiten ein Theil des Reiches Indrapura; seit 1682 ist es aber ein besonderes Königreich geworden, das von einem Radja und acht Pongulos regiert wird. Schon damals leg-

ten die Holländer einige Soldaten hierher, und seit 1711 unterhält die Kompagnie hier auch einen Residenten.

Drei Meilen von Ajerhadja kömmt man an den Fluß Indrapura, welcher einem Landstriche den Namen giebt, der vor Zeiten eines der berühmtesten Reiche an der Westküste war, sich südwärts bis an Cattun erstrekte, und eine große Menge Pfeffer lieferte. Seit dem Eindringen der Engländer aber, haben sich die südlich gelegenen Orte davon losgerissen; und so wohl hierdurch, als auch durch die beständigen Kriege haben die Pfefferpflanzungen sehr gelitten; auch ist das Land von Inwohnern entblößt worden, und die übriggebliebenen sind in Armuth und Verfall gerathen.

Die hiesigen Bergbewohner werden Corentes genannt; sie werden von einem Sultan und zwanzig Mantris regiert, die seit 1755 mit der holländischen Kompagnie im Bündniß stehen. Schon vor einem Jahrhundert wurde das ganze Land, das noch unter dem Residen-

ten zu Ajerhadja stehet, der Kompagnie überlassen.

Wir kommen nun zu den Besizzungen der Engländer auf Sumatra.

Diese fangen zu Maiutta, zehn Meilen von Indrapura, an, und erstrekken sich bis Manna und Cro'e', wo sich ihre Besizzungen an den Grenzen von Lampong endigen.

Bancohule, oder Benkolen, ist der Hauptplaz, in dessen Distrikte der hohe Berg Sillebar liegt. Es ist eine von den vier Präsidentschaften, in welche die Besizzungen der Engländer in Ostindien vertheilt sind *). Schon im Jahr 1685 sezzen sich die Engländer zu Benkolen fest, wurden aber 1719 von den Inländern wieder vertrieben. Indessen kamen sie bald zurük, und legten hier die Festung Marlborough an, so wie sie zu Ipu,

*) 1) Calcutta, 2) Madras, 3) Bombay, 4) Benkolen.

Kattun und Cajo, ebenfalls kleine Forts erbaueten, wodurch sie besonders des einträglichen Pfefferhandels Meister geworden sind, den die Holländer ehedem hier trieben. Es war natürlich, daß die Holländer dieses mit neidischen Augen ansahen: indessen haben sie es müssen geschehen lassen, und die gegenwärtigen Zeiten scheinen noch günstiger für die Ausbreitung des Handels der Engländer und ihrer Besizzungen in ganz Ostindien zu werden. Diese Orte gehörten in ältern Zeiten zu dem Reiche Indrapura. 1760 wurde Benkolen von den Franzosen erobert, und die Festung nebst allen Civil- und Militärgebäuden zerstört. Doch kamen die Engländer selbst noch vor dem Frieden wieder in Besiz dieses Plazzes, und sie haben nachher diese Niederlassung dermaßen wieder hergestellt, daß sie, ausser oben gedachtem einträglichen Pfefferhandel, auch noch den Handel mit gutem Kampher von Tapuli, und feinem Golde von Natter oder Nattal an sich gezogen haben.

Diese Waaren werden hier durch ein ostindisches Kompagnieschiff, das Store-Ship ge-

nannt, das gewöhnlich zu Batavia anlegt, und ein oder zwei Schiffe von Madras und Bengalen abgeholet. Das sogenannte Store-Ship bringt ohngefähr die Hälfte dieser Landesprodukte nach England, der Rest wird in China mit vielem Gewinn abgesezt.

Aus verschiedenen Berichten, die der Gouverneur von Benkolen, Edward Coles, an seine Principale nach England abschikte, lernt man den Zustand dieser Präsidentschaft etwas genauer kennen, als er vorher bekannt war.

Wie die Holländer, welche die Nachrichten, die ich hier mittheile, bekannt machten, zu diesen Berichten gekommen sind, wird nicht gesagt: doch man weiß schon, daß die in Indien handelnden Europäer eben nicht sehr gewissenhaft in Anwendung der Mittel sind, die zu Entdekkung der Geheimnisse ihrer Nebenbuhler führen können. — Wie es aber auch seyn möge, so scheinen die aus diesen Berichten gezogenen Nachrichten authentisch zu seyn. Auch

stimmen

stimmen sie mit andern Beschreibungen dieser engländischen Besizzung, besonders in Valentyn's oud en Nieuwe Oostindien &c. — de tegenwoordige Staat van alle Volkeren &c. — und Raynals Histoire philosophique &c. größtentheils überein.

Von dem Fort Marlborough, sagt Coles: daß es im schlechten Stande, und ganz unhaltbar sey, und daß überhaupt die Unkosten, welche hier auflicfen, den Gewinn um 77686 spanische Realen überstiegen.

Wenn dieß seine Richtigkeit hat; so könnte Raynals Angabe: daß die engl. Kompagnie von dieser Besizzung im Jahr 1773 einen reinen Gewinn von 1,817,415 Livres gezogen hätte, wohl nicht gegründet seyn. —

Coles klagt sehr über das schlechte Betragen der Residenten, wodurch die Inländer abgeschrekt würden, sich mit den Engländern einzulassen. Besonders sei dieß der Fall zu Cro'e', wo die englische Kompagnie nur 10 Rthlr. für den Baar Pfeffer bezahlte, und doch noch

5000 Rthlr. Unkosten von dieser Residenz habe. Der Residente gewinnt aber desto mehr dabei, da er die Inländer meistentheils mit Waaren bezahlt, und diese ihnen folgendermaßen anrechnet:

32 Pfund Salz — 1 spanischen Real *)
Ein Kranjang Tobak 15 spanische Realen.
Ein Javaisch Kleidchen 2 spanische Realen.

Hierdurch ist die Pfefferlieferung von 6,40,000 Pf. auf 200,000 Pf. herabgesunken.

Die Holländer hingegen bezahlen 15 spanische Realen für den Baar, oder 375 Pf. Pfeffer an den König von Bantam. Der Pflanzer erhält zwar nur 8 span. Realen dafür; hingegen bekömmt er auch:

320 Pfund Salz für 1 span. Real.
Einen Kranjang Tobak für 5 span. Realen,
und ein Kleidchen für $\frac{1}{2}$ span. Real.

*) Der spanische Real macht ohngefähr Einen Gulden sechszehn Stüber Holländisch.

Man sieht hieraus, daß es die Engländer in Indien wie in Europa mit ihrem Handel treiben, und nun einmal gewohnt sind, sich nie mit einem mittelmässigen Profit zu begnügen.

Der Landstrich, in welchem die englischen Besizzungen liegen, ist nicht sehr fruchtbar und an den Küsten voller Klippen. Die Bergbewohner werden Baly Bugies, oder Völker jenseits der Gebirge, genannt. Es sind starke, aber rohe Menschen, die sich größtentheils auf den Pfefferbau legen. Die Küsten sind mehrentheils von Moleeiern bewohnt.

Wenn die Inländer eine Pfefferpflanzung anlegen, so fällen sie einen Flekken Holz um, säen Reiß auf die Stelle und pflanzen die Ableger der Pfefferranken dazwischen, die alsdann an Pfählen von Batangdado, oder dem Dornbaum funfzehn bis sechszehn Fuß sich in die Höhe schlingen. Diese Ableger blühen im zweiten Jahre, und tragen alsdann bis ins zwanzigste Jahr. Die davon zu machende Erndte ist sehr ungleich. In manchen Jahren

geben tausend Stämme 5000 Pf., in schlechten Zeiten oft nur fünfhundert Pf. Im Jahr 1776 war der Ertrag der Erndte, wie Coles berichtet, in der ganzen Gegend nur 2,40000 Pf.

Seit einigen Jahren haben viele Sinesen angefangen, hier Zukkerplantagen und Arakbrennereien anzulegen. Dieser Zukker ist indessen schlechter, als selbst der von der dritten Sorte auf Java. Auch läßt sich derselbe nicht durch wiederholtes Abkochen weisser machen, und wenn er nur einige Monate in Hüten gestanden hat, wird er syrupähnlich, welches größtentheils dem rothen Thongrunde zugeschrieben wird, in welchem das Zukkerrohr hier gebauet wird. Der Arak hat weder die Stärke noch den angenehmen Geschmak des Batavischen, und verliert beinahe die Hälfte bei der Probe. Indessen treiben die Sinesen mit diesen schlechten Waaren doch noch ihren Handel. Am mehresten aber gewinnen sie mit dem Geldwechsel. Coles schlägt dieß folgendermaßen an. Hundert spanische Realen thun zu Bata-

via hundert und vierzig Rthlr. oder 6720 Stuivers, oder 248 Ropyen a 27 Stuiver, dafür erhält man, wenn sie nach Benkolen gebracht werden, 124 span. Realen, also auf jeden spanischen Real 2 Ropyen; auf diese Art können sie in zwei Monaten 24 pro Cent gewinnen.

Den engländischen Besizzungen gegen Morgen liegen die Lampongs. Ein Landstrich, der ehedem ein Eigenthum der holländischen Kompagnie war, welchen sie aber 1777 dem gegenwärtigen Könige von Bantam als ein Lehen übergeben hat. Dieses Land wird von sechs Flüssen durchströmt, nach welchen auch die Landstriche von Westen nach Osten zu bestimmt worden sind.

Lampong Saimanea,
— — Calanda,
— — Sillebu,
— — Puti,
— — Pugong, und
— — Tulang Bauang.

Der westlichste Theil Lampong Saimanca wird von den engländischen Besizzungen durch den Fluß Muara Seleman geschieden. Die holländische Kompagnie hat daselbst am Flusse Borne ein kleines Fort angelegt, welchem man den Namen, der iunge Petrus Albertus, gegeben hat.

Sechs und dreißig Stunden, an dem Flusse Tulang Bauang hinauf, hat die Kompagnie auch 1737 ein Fort in der Negerei Mangola erbauen lassen. Es trägt den Namen, das Falkenauge (Valken-Oog) und dient zur Grenzscheidung zwischen den bantamschen und Palembangschen Gebiete. Der Statthalter des Königs von Bantam wohnt in der Negerei Mangola.

Der ganze Landstrich hat eine tiefe, morastige Lage am Seestrande, und da gewöhnlich im Januar und Februar das Wasser das ganze Land überströhmet, und dann in wenig Stunden bis zu einer Höhe von 20 Fuß steigt, besonders an den großen Flüssen Tolang-

Bauang, Wajompo und Comorynn; so sind alle Negereien auf Anhöhen erbauet, und die meisten Häuser stehen noch überdieses auf acht Schuh hohen Pfählen von Eichenholz. Jede Negerei hat ein geräumiges Gebäude, oder eine Art Versammlungssaal, in welchem die Inwohner bei gewissen Gelegenheiten zusammenkommen.

Vor der Negerei stehet allzeit eine Art von Ehrenpforte, durch welche nur die Aeltesten der Negerei gehen dürfen. Im Innern des Landes liegen hohe Gebirge und Wälder, die mit Elephanten, Rhinozerossen und andern wilden Thieren angefüllt sind.

Die hiesigen Inwohner machen ihre Fahrzeuge, die sie Canoos nennen, wie die mehresten wilden Nationen, aus einem einzigen grossen ausgehöhlten Baum, und doch hat man Canoos von so ausserordentlicher Größe bei ihnen gefunden, in die 13000 Pf. konnten geladen werden. Die hier gangbaren Handelsartikel sind Salz, Leinwand und Nürnberger

Waaren, wofür Gold, Maas-ourong, eine Art von Zinnstein, der geschliffen wird, Bindrohr, spanische Röhre und Baumwolle eingehandelt werden. Aller Pfeffer wird an den König von Bantam abgeliefert, der hierfür 375 Pf. sieben spanische Matten oder Realen, wird er aber nach Bantam gebracht, neun spanische Realen bezahlt *). Zu Bantam wird aller Pfeffer wieder an die holländische Kompagnie geliefert, und von da nach Batavia, und weiter nach den Niederlanden und China verführt.

Noch ist eins der größten Reiche auf dieser Insel zu beschreiben übrig: Das Königreich Palembang, welches gegen Norden und Westen, an Andragiri und Manicabo, und gegen Süden an die Lampongs grenzt. Die Eilande Banca und Bliton, die nebst mehreren bei Sumatra liegenden

*) Nach Ludovici seinem Kaufmanns-Lexicon ist eine spanische Matte oder Real ohngefähr 1 Rthlr. 3 Gr. nach unserem Gelde. Zu Batavia gilt sie im Handel 64 Stüber.

Inseln weiter unten beschrieben werden sollen, gehören ebenfalls dazu.

Dieses Reich hat, besonders in seiner innern Verfassung, so viel Auffallendes und Sonderbares, daß es der Mühe werth seyn wird, etwas ausführlicher davon zu reden.

Eine Menge Flüsse durchströmen das Land. Die vornehmsten sind: der Moussy, der vor der Loge der Kompagnie vorbeifließt, der Oyang, der Banguassung und Esmoryn. Der Untertheil dieses Reiches besteht aus tiefliegenden Ländereien, die, wenig Distrikte ausgenommen, keines Anbaues fähig sind. Es ist voller Moräste und undurchdringlicher Gebüsche. Man glaubt allgemein, daß ehedem hier alles noch See gewesen sey, und daß sich das ganze Land nach und nach angesezt habe; welches dadurch sehr wahrscheinlich wird, daß nicht allein der gegenwärtige Seestrand täglich mehr Land gewinnt, sondern daß man auch weiter ins Land hinein, wenn man etwas tief gräbt, oftmals Muscheln und an-

dere Seegewächse, auch Ueberreste von alten Fahrzeugen, und dergleichen findet.

Wahrscheinlich sind die ersten Bewohner dieses Landes von dem festen Lande und der Küste von Malakka herüber gekommen. Da indessen die palembangische Regierung von alten Zeiten her iedem Fremden den Eintritt in ihr Land gestattet hat; so wird dieses Reich, besonders die untern Lande, von mancherlei Völkerschaften aus Sina, Cochim Sina, Cambodia, Siam, Java, Malakka und andern morgenländischen Gegenden bewohnt. Valentin behauptet: daß die am Ufer des Flusses Malajo wohnende Völkerschaft den Namen Maleyen von diesem Flusse erhalten und von da nach dem gegenüber liegenden festen Lande mit hinüber genommen habe; wäre dieses gegründet, so müßte dieses Reich schon in frühern Zeiten sehr volkreich gewesen seyn.

Die Oberlande sind mehrentheils noch von ihren alten Eingebohrnen bewohnt. Indessen ist die eigentliche Beschaffenheit dieser

Oberlande, die voller Gebirge und undurchdringliche Wälder sind, fast noch gänzlich unbekannt. Die Palembanger sind so mißtrauisch und eifersüchtig, daß es bis iezt unmöglich war, von diesem Landstriche eine hinlängliche Kenntniß zu erhalten.

Aus den Produkten, die ausgeführt werden, und die in Pfeffer, allerhand Früchten, Gemüsen, starkem Zimmerholze, spanischen Röhren, Drachenblut, Benzoe, Kampher und Wachs bestehen, kann man schließen, daß diese Gegenden sehr fruchtbar seyn müssen.

Die Provinz Blida hingegen ist fast ganz öde und unfruchtbar; auch wird sie von einem Völkchen bewohnt, das von den Palembangern selbst, seiner Einfalt und Dummheit wegen, äusserst verachtet wird. Man braucht diese Gegend zu einem Verbannungsort für Verbrecher aller Art.

Ueberhaupt sind die Oberländer rohe und unwissende Menschen, die unter dem tyranni-

schen Joche der palembangischen Regierung ein elendes Leben führen. Da man mit diesem Volke wenig Umgang haben kann, so läßt sich auch nichts weiter von ihrem Charakter und Sitten sagen. Das, was die Palembanger davon erzählen, verdient wenig Glauben; denn von ieher war es das Loos der Unterdrükten, daß sie von ihren Tyrannen verachtet und verlästert wurden.

Was also hier von den Inwohnern dieses Reiches angeführt wird, bezieht sich mehrentheils nur auf die Bewohner der Unterlande.

Diese sind sämmtlich sehr auf den Handel erpicht, den sie auch mit vieler Geschiklichkeit und Vortheil treiben.

Es läßt sich leicht denken, daß die mancherlei Völkerschaften, die, wie oben gesagt worden ist, hier unter einander vermischt leben, auch größtentheils sowohl die Fehler als Tugenden ihres Nationalcharakters werden beibehalten haben. Die Beschreibung, die der Ver-

fasser der Nachrichten über dieses Reich, dem ich mehrentheils in der vorliegenden Beschreibung gefolgt bin, davon macht, erregt Schaudern, aber auch Unwillen über die Partheilichkeit und das lieblose, unphilosophische Urtheil von einem ganzen Volke, das, seiner Sage nach, aus lauter Bösewichtern, grausamen, faulen, treulosen, betrügerischen, feigen und allen Lastern ergebenen Menschen bestehen soll, und unter welchen ein tugendhafter und braver Mann eine solche Seltenheit sey, daß er hier selbst als ein wahres Wunder angestaunt werde!! *)

Unter den hier wohnenden Fremden haben sich auch eine große Menge arabischer Geistlichen eingenistelt. Man kann sie als die wahren Blutigel dieses Landes ansehen. Sie stehen im größten Ansehen, und wissen das Volk durch ihre Gaukeleien und Betrügereien gänzlich nach ihrem Willen und zu ihrem Vor-

*) Radermachers Beschryving van het Eiland Sumatra etc.

theil zu lenken. In so fern diese Geistlichen unter das Gebiet des Königes gehören, stehen sie unter zwei Oberpriestern und dem geistlichen Reichsoberrichter, Pangelang Ponghoulou genannt; dieser ist zugleich der Ausleger der muhamedanischen Gesezze, nach den Vorschriften des Alkorans.

Die gegenwärtigen Beherrscher dieses Reiches sind eigentlich Javaer; wie sie hierher gekommen, und zum Besizze dieses Reiches gelanget sind? darüber findet man nirgends Auskunft. So viel weiß man nur, daß schon 1596 Palembang unter Bantam stand, und daß die gegenwärtige königliche Familie von der holländischen Kompagnie, die wie ehemals Sr. päbstliche Heiligkeit, Länder verschenkt, an denen sie nur eben so vieles Recht, als der Knecht aller Knechte hat, auf den Thron ist erhoben worden. Zur Dankbarkeit haben sich auch diese Regenten durch einen ausschliessenden Vertrag, der 1777 erneuert wurde, verbunden, keine andere europäische Nation in ihr Reich aufzunehmen, alle ihre

Landesprodukte an die Kompagnie zu liefern und jährlich eine Gesandtschaft nach Batavia zu schikken *).

Der 1781 regierende Sultan hieß Rato Achmat Baharudien, und sein Sohn und Thronfolger, ein Kind von zehn Jahren, Bangerang Rato. Dieß Reich ist übrigens, wie alle morgenländische Regierungen, eine völlige Despotie. Der Wille des Königs ist das höchste Gesez. Der älteste Sohn des Königes folgt ihm allzeit in der Regierung: hinterläßt er keinen aus einer rechtmäßigen Ehe erzeugten Sohn: so besteigt der nächste männliche Blutsverwandte den Thron. Ausser denen, nach muhamedanischen Gesezzen erlaubten Weibern hat er noch eine Menge Kebsweiber. Der Zutritt in die eigentliche Wohnung des Königs ist allen Mannspersonen untersagt,

*) In den Briefen des Hrn. v. Wurmb auf seinen Reisen n. Afrika und As. wird der Aufenthalt dieses und anderer Gesandten der mit der Kompagnie verbundenen Fürsten, zu Batavia beschrieben.

bloß seine nächsten Blutsverwandten, und diejenigen, denen er sonsten diese Gunst will wiederfahren lassen, dürfen hinein kommen. Der König wird in seinem Pallaste auf morgenländische Art bloß von Weibern bedient, wo überhaupt alle Arbeit von weiblichen Händen verrichtet wird. Hiervon ist jedoch das Geschäfte des Wassertragens ausgenommen, wozu die Provinz Blida monatlich eine bestimmte Anzahl Mannspersonen liefern muß. Diese Menschen sind von Natur so enthaltsam, blöde und einfältig, daß man noch kein Beispiel hat, daß sich einer derselben in dem Dalm (Serail) des Sultans, unter dem Schwarm von so vielen hundert Weibern, etwas ungebührliches hätte lassen zu Schulden kommen. Das Vertrauen, welches der König in diese Wasserträger sezt, geht so weit, daß er selbst seinen Weibern gestattet, sich über die Einfalt ihrer Wasserträger lustig zu machen, und sie sowohl in seiner Gegenwart als Abwesenheit auf mancherlei Art zu nekken. Welch ein Glük wäre es für die unglüklichen Bewohner des Harems, wenn der türkische Sultan in seinen Ländern

ebenfalls

ebenfalls ein solches Völkchen, von so vieler wahren oder eingebildeten Enthaltsamkeit und Ehrlichkeit hätte!

Erscheint der König öffentlich, so befinden sich keine Weiber in seinem Gefolge, es wäre denn, daß er sie auf einer Lustparthie mitnähme. Alsdann sizzen sie aber allemal auf seinem Fahrzeuge hinter einem Vorhange. Unterstände sich dann einer der Ruderer, oder iemand von denen Vorbeifahrenden, sich nach den Gemahlinnen oder Kebsweibern des Sultans umzusehen, so würde er auf der Stelle mit dem Kriß erstochen werden.

An zwei bestimmten Tagen in der Woche giebt der König gewöhnlich Audienz, wobei aber Se. Majestät eben mit keiner sonderlichen Pracht erscheint. Seine Bedekkung sizt alsdann hinter und neben ihm auf der Erde. Sechs davon halten Musketen mit sehr weiten Läuften, oder sogenannte Donnerbüchsen, die Kolben nach sich zu gekehrt in den Händen. Achte tragen Picken. Einer sein Schild, und

andere das Schwerd, die Pinangdose, das Sirie=Schälgen und das Wassergeschirre. Der König selbst ist ganz gemein gekleidet. Bei feierlichen Tagen hingegen, und wenn etwa ein Schreiben an die Kompagnie abgeschikt wird, oder von derselben eingehet, zeigt er sich mit mehrerer Pracht. Alsdann werden in dem Vorhof eine Menge Fahnen aufgestellt, und ausser den gewöhnlichen Musketenträgern paradirt dabei noch ein Detaschement seiner Soldaten, die Grenadirs vorstellen sollen. Alle Waffen und Reichsinsignien sind bei solchen Gelegenheiten mit Gold und Diamanten verziert, und das Schreiben wird dem Könige in einer goldenen Schüssel überreicht. Jeder von seinem Gefolge sizt nach seinem Range und nach dem Alter seiner Dienstanstellung um den König her. Niemand darf sich ihm anders als kriechend nähern, und wenn er mit iemand spricht: so muß dieser, wenn der König seine Rede geendigt hat, seine beiden Hände zusammenfalten, und so an sein Vorhaupt legen. Ausserdem aber wird dem Könige eben kein sonderlicher Respekt erzeigt. Die Minister und

andere Reichsgroße handeln ziemlich willkühr=lich und mißbrauchen die ihnen anvertraute Gewalt nur gar zu oft zur Bedrükkung des ar=men Volkes.

Eigentlich haben die Unterthanen keine wei=teren Abgaben an den König zu entrichten, als die Geschenke, die ihm bei ausserordentlichen Feierlichkeiten gemacht werden müssen; als zum Beispiel: bei der Thronbesteigung, bei Endi=gung der muhamedanischen Feste (Puassa), bei der Beschneidung und der Vermählung eines Kronprinzen (Pangeran Ratu) und dergleichen Fällen. Da denn iede Provinz ver=pflichtet ist, bei Ablegung ihres Glükwunsches zugleich ein Geschenk von allen Produkten ihres Landes zu überreichen. Die Einkünfte des Königs bestehen daher hauptsächlich aus dem=ienigen, was durch den Verkauf des Pfeffers und Zinnes gewonnen wird. Die dadurch ein=kommenden beträchtlichen Summen fließen ganz allein in die Casse des Königes.

Was übrigens von den kommenden Frem=den und Handelsleuten am Pacht und Zoll be=

Staatsbibliothek Bamberg

zahlt wird, bleibt in den Händen der Javaischen und Maleiischen Sabandhaars, die dafür die Hofhaltung mit Reiß, Oel, Salz, Tamarinden und andern Bedürfnissen versorgen müssen. Vor diesem soll die Krone jährlich über 30,000 spanische Realen durch die Verpachtung der Fischerei und des Büffelfanges gewonnen haben: gegenwärtig hat sich der König sowohl die Fischerei als auch die Büffeliagd blos zu seinem Vergnügen vorbehalten, und dadurch ist nicht nur diese reiche Quelle der öffentlichen Einkünfte versieget; sondern auch eine Theurung dieser Lebensmittel überhaupt entstanden.

Indessen behauptet man doch, daß, ohnerachtet der schlechten Verwaltung der königlichen Einkünfte, der König noch große Schäzze besizze. Unter dem verstorbenen König, der ein sehr gutherziger und milder Fürst war, ist dieser Schaz sehr vermindert worden. Er war so gut und nachsichtig gegen seine Kassenbeamten, daß sein Schazmeister, der kurz nach ihm verstarb, der Kasse die ganz kleine Summe von

fünfmalhunderttausend spanischen Realen schuldig blieb. Sein Sohn, der jezzige König, ist desto geiziger und trachtet nach nichts so sehr, als seine Schäzze zu vermehren. Er hat den Schlüssel zu der Schazkammer stets selbst in Verwahrung und führt eine genaue Berechnung darüber.

Man sagt, daß der größte Theil dieses ansehnlichen Schazzes in einem festen Plazze im Gebirge verwahrt wurde. Es läßt sich aber nicht denken, daß besonders der iezt regierende König seine Schäzze so weit von sich entfernen sollte, zumal da es ihm in seinem Pallaste am Plazze und Gelegenheit nicht fehlt, sie sicher zu verbergen.

Dem sei indessen wie ihm wolle, so ist doch sicher dieser Schaz nicht so beträchtlich, wie ihn Raynal (ich weiß nicht welchen Nachrichten zu Folge) macht — Eben so wenig Glauben verdient seine Behauptung: „daß es so leicht seyn sollte, sich desselben zu bemächti-

gen, und daß dieses ein einziges europäisches Schiff bewerkstelligen könnte.“ *).

Wäre dieses möglich und thunlich gewesen, so würde gewiß die Haabsucht irgend einer europäischen Nation schon längstens ein solches Unternehmen gewagt haben; und die Holländer selbst würden nicht warten, bis ihnen eine andere Nation darinnen zuvor käme.

Um die königlichen Schäzze zu vermehren, und die Unterthanen nicht zu reich werden zu lassen, bedient sich der palembangische Hof eines Mittels, das seiner Staatsklugheit Ehre macht. — Sobald der König erfährt, daß iemand sehr reich und wohlhabend sey: so erwählt er ihn zu seinen Fexo, oder Schazmeister. Niemand darf sich weigern, diese Stelle anzunehmen, und von dem Augenblik an, da Einer dazu erhoben wird, ist alles, was er besizt, selbst seine Frau und Kinder, ein Eigenthum des Königes.

*) Histoire philosophique et politique du Commerce dans les deux indes. Tom. I. pag. 306.

Der Fexo ist verbunden, alle ausserordentliche Ausgaben für den König und den Staat zu besorgen. Er führt die Aufsicht über die Zinn-Minen, und nach Maaßgabe seiner Fähigkeiten, die königliche Kasse zu bereichern, wird er auch wohl vom Könige mit höherem Range, oder einer Statthalterschaft über einige Provinzen bekleidet.

Stirbt ein Fexo und hinterläßt Schulden, so haben seine Gläubiger nie etwas zu hoffen; hingegen sind alle dieienigen, an denen er etwas zu fodern hatte, gehalten, ihre Schuld an den königlichen Schaz zu zahlen; oft werden solche Schulden sogar mehr als einmal eingetrieben, im Fall daß keine schriftliche Beweise von ihrer Abtragung vorhanden sind. Der Kronprinz, so wie die übrigen Prinzen, haben auch ihre eigenen Fexos: doch diese halten sie nur zum Staate, und bedienen sich ihrer bloß zu ihren Haushofmeistern und zu Aufsehern ihrer Haushaltung.

Auch hat der König ein Mittel, recht wohlfeil zu bauen. Fällt es Sr. Palembangischen

Majestät ein, ein Gebäude aufzuführen, oder diese und jene Verbesserung zu machen, Kanäle von einem Fluß zum andern graben zu lassen, u. dergl. so giebt der König weiter nichts dazu, als die Baumaterialien. Für alles übrige müssen die Pangerangs und Großen des Hofes sorgen; jedem wird sein Antheil an der Ausführung eines solchen Werkes angewiesen, und dieß muß er ganz auf seine Kosten vollenden. Nur der erste Minister, der Reichsfiskal und Sekretär, sind von diesem beschwerlichen Dienste befreiet.

Jeder, den der König zu einer Ehrenstelle erhebt, erhält von ihm einen Kris, auch wohl nach Maaßgabe seines Amtes noch einige andern Ehrenzeichen. Zieht er sich durch ein oder anderes Versehen die Ungnade seines Herrn zu: so muß er sogleich diese Ornamente wieder zurükgeben, und, ehe er sie wieder erhalten hat, darf er auf keine Verzeihung rechnen, oder sich erkühnen, vor dem Könige zu erscheinen.

Eigentlich müssen die Befehle des Königs auf das strengste, und ohne die geringste Ge-

genvorstellung wagen zu dürfen, ausgeführt werden. Indessen wissen seine Minister und Staatsbeamten die Sachen schon so einzulenken, daß ihr Ehrgeiz und Vortheil nichts dabei verliehrt. Sie halten in diesem Stükke so eifrig zusammen, und machen stets so allgemeine Sache, daß es äusserst viel gewagt seyn würde, wenn sich Jemand beim König über seine Minister beschweren wollte.

Die verschiedenen Provinzen des Oberlandes werden den Palembangischen Prinzen und andern Reichsgroßen als Statthalterschaften angewiesen; sie kommen aber selten dahin, sondern stellen wieder Unterstatthalter an. Da diese auf alle mögliche Art die armen Unterthanen plagen und drükken, so werden die Provinzen erschöpft, besonders aber geräth der Pfefferbau dadurch in Verfall.

Es giebt zwar viele Pangerangs, die noch Abkömmlinge der alten Besizzer dieser Lande sind, und denen man kleine Distrikte zur Aufsicht anvertrauet; sie stehen aber stets un-

ter den Befehlen eines oder des andern Reichsgroßen, und leben in der größten Armuth. Auch haben sie so wenig Ansehen, daß man, wenn sie bei Hofe erscheinen müssen, ihnen nicht die mindeste Achtung bezeiget. Sie dürfen sich auch bei den niedrigsten Hofbeamten nicht hinsezzen, noch eine Pieke oder Sonnenschirm tragen, welches doch sonst dem geringsten Eingebohrnen vergönnt wird.

Noch giebt es im Palembangischen Reiche eine Art von Beamten, dessen Gleichen man schwerlich an einem andern Orte in der Welt finden wird. Es ist das Oberhaupt der Sumbauwaresen, oder der sogenannten privilegirten Gaudiebe. Diese Sumbauwaresen sind, ausser einigen wenigen armseligen freien Leuten, meist Sklaven armer Pangerangs und Reichsgroßen, die durch den Antheil, welchen sie an den gestohlenen Sachen haben, ihren Unterhalt finden.

Das Oberhaupt der Sumbauwaresen steht wieder unter der Aufsicht des Reichsfis-

kals, der ebenfalls an diesem saubern Gewinne Antheil hat. Ausserordentlich ist die Brutalität und Kühnheit dieser Sumbauwaresen. Man kann sie zu iedem Schelmstük, selbst zu Mordthaten erkaufen. Sowohl bei Tage als bei der Nacht führen sie ihre Diebereien aus, scheuen sich nicht, sogar die Reichsgroßen selbst zu bestehlen.

Das Gestohlene müssen sie ihrem Oberhaupte bringen, der es gehörig vertheilt, und sich selbst dabei nicht vergißt. Ertappt man einen solchen Dieb auf der That: so ist man befugt, ihn ohne weitere Umstände todt zu schmeissen. Wird er aber vor einen Richter gebracht und des Diebstahles überführt: so ist das Oberhaupt der Sumbauwaresen verpflichtet, das Gestohlene wieder zu schaffen. Dem Thäter werden die Finger oder die Zehen, auch zuweilen die Hände und Füße abgehauen. Selten wird einer am Leben gestraft.

Diese palembangische Polizeiverfassung scheint zwar beim ersten Aufschlage unnatürlich,

und guter Ordnung zuwider, und bloß die abentheuerliche Geburt eines indianischen Gesezgebers zu seyn; bei näherer Erwägung aber wird man finden: daß diese Einrichtung eben so übel nicht sey! Es läßt sich leicht erweisen: daß in einer Stadt wie Paris, London, Amsterdam und andern volkreichen Orten, ein solches Oberhaupt der Gaudiebe mehr Sicherheit des Eigenthums gewähren kann, als alle Polizeilieutenants, Sherifs, Hooftschouten und Polizeiinspektoren. Man würde alsdann wissen, gegen wen man auf seiner Hut seyn müsse: wäre, wenn man den Thäter ertappte, sicher, das Seinige wieder zu erhalten, ohne, wie bei uns, oft mehr, als den Werth des Gestohlenen an Gerichtskosten bezahlen zu dürfen, und gewiß würden durch solche privilegirte Diebe alle übrigen Beutelschneider und Spizbuben verdrängt werden. Es giebt zwar in unserm aufgeklärten Welttheile auch privilegirte Sumbauwaresen von hohem und niedrigem Range — nur Schade, daß sie so ganz sicher vor dem Abhauen der Finger und Zehen sind! — —

Der König hat ausser den obengedachten Grenadiers, die mit den Europäischen weiter nichts ähnliches haben, als daß sie eine Art solcher Müzzen tragen, weiter keine regulirte Kriegesmacht. Im Fall der Noth ist iedes Oberhaupt verbunden, eine Anzahl streitbarer Männer aus seinem Distrikte zu stellen. Auch sind die Prinzen und übrigen Reichsgroßen gehalten, ieder einige Fahrzeuge zur Vermehrung der Seemacht auszurüsten.

Die ganze Regierungsform ist dem äusserlichen Ansehen nach ziemlich regelmäßig eingerichtet. Das Reich hat einen Obern, und andere höhe und niedere Staatsbeamten, welche die Aufsicht über die Polizei, die bürgerliche Regierung und die ankommenden fremden Handelsleute führen, auch alle übrigen Angelegenheiten des Staates besorgen. Es giebt eine geistliche und weltliche Gerichtsstelle, wo nach einigen sogenannten Reichsgesezzen Recht gesprochen wird. Indessen bestehen diese Gesezze größtentheils aus mündlichen Befehlen und Ueberlieferungen alter Gebräuche, da

ausser denen im Alkoran beschriebenen gottesdienstlichen Verordnungen wenig geschriebene Gesezze vorhanden sind. Dieserhalb ist auch die Rechtspflege ganz erbärmlich, und kein Schatten von guter Ordnung darinne zu finden. Keiner der Staatsbedienten oder Richter erhält vom Könige einige Besoldung, daher sucht sich ieder, so gut es gehen will, und sollten die größten Ungerechtigkeiten dabei ausgeübt werden, für seine Mühe schadlos zu halten.

Für die fremden Handelsleute sind indessen eigene Sabandhaars angestellt, die sowohl das Interesse des Königes wahrnehmen, als auch die Handelsleute vor allen Bedrükkungen schüzzen müssen. Sie empfangen die Zollgelder, helfen den Fremden ihre Waaren umsezzen, und sorgen dafür, daß sie richtig bezahlt werden. Jede Nation hat ihren eigenen Sabandhaar, bei dem sich der Schiffspatron, nachdem er nun ein Sinese, Javaer, Maleyer oder von einem andern Volke ist, meldet. Besonders müssen sich diese Sabandhaars wohl vorsehen, daß solchen Fremden, die unter

dem Schuzze der holländischen Kompagnie stehen, nicht die geringste Ueberlast geschehe; sonst werden sie, im Fall dieserhalb beim Könige Klage einkömmt, sehr hart gezüchtiget.

Die handeltreibenden arabischen Geistlichen sind frei von allen Imposten, und stehen lediglich, in so ferne sie Unterthanen des Königes sind, unter zwei besonders dazu angestellten Oberpriestern, von deren Urtheil sie an den Pangerang Panghoulou appelliren können, der ihre Streitigkeiten nach den mahomedanischen Gesezzen entscheidet.

Die eigentliche Hofsprache ist das Hochjavasche; mit Fremden wird durchgehends maleiisch gesprochen. Unter einander selbst reden die Palembanger eine aus dem Maleiischen und gemeinen Javaschen zusammengesezte Sprache, die man gewöhnlich die sundasche Sprache nennt, weil sie auf mehreren sundaschen Inseln gebräuchlich ist. Zum Schreiben bedient man sich der maleiischen Buchstaben. Die Palembanger haben keine gedrukten Bücher; und

geschriebene Aufsäzze findet man, den Alkoran ausgenommen, sehr wenig bei ihnen.

Der erste Minister des Königs hat das Staatsarchiv in seiner Verwahrung, welches die wenigen schriftlichen Aufsäzze, die etwa hie und da geschlossenen Kontrakte, oder den Briefwechsel des Königes betreffen, enthält, und auch nur dieser Minister allein kann darüber einige Auskunft geben; alle andern Staatsdiener sind hierinnen völlig unwissend. Uebrigens werden selbst alle wichtigen Beschlüsse und merkwürdige Begebenheiten bloß dem Gedächtnisse anvertraut, und durch mündliche Ueberlieferungen der Nachkommenschaft aufbewahrt. Die Palembanger sowohl, als auch die übrigen Inwohner dieses Reiches, bekennen sich zur mahomedanischen Religion, die aber hier so wie in den übrigen Gegenden Indiens, wohin sie verpflanzt wurde, mit sehr viel heidnischem Aberglauben vermischt ist.

So unwissend die Palembanger aber auch in den vornehmsten Lehrsäzzen des Alkorans

rans sind: so strenge halten sie doch über der Ausübung der äusserlichen Gebräuche und Zeremonien, die er gebietet. Deswegen werden auch alle Feierlichkeiten bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen genau nach den Vorschriften desselben eingerichtet. Uebrigens beobachten sie bei solchen Vorfällen größtentheils die bei den Javaern üblichen Gebräuche, wobei sich ieder nach seinem Vermögen und Umständen richtet.

Wenn sich der König, ein Prinz, oder irgend eine andere Standesperson vermählt: so wird das Brautpaar sowohl vor als nach der Vermählung gewaschen und gewogen, und sowohl bei Vornehmen als Geringern ist es gebräuchlich, daß die iungen Eheleute ihre Verwandten, Patronen und übrigen Freunde, in Begleitung eines großen Gefolges, und einer lärmenden Musik besuchen, da sie denn von iedem ein Hochzeitgeschenke erhalten.

An der untern Küste zu Salang findet man noch Menschen, die als Wilde in den

Wäldern leben, und noch völlige Heiden sind; man nennt sie Orang Cubu.

Die Kleidung der gemeinen Palembanger bestehet in einem Rökchen, das um die Mitte des Leibes fest gebunden wird, und einem Tuche um den Kopf. Der Oberleib bleibt durchgehends bloß. Standespersonen und diejenigen, die Vermögen besizzen, tragen über diesem Rökchen einen Gürtel, an welchem vorne eine goldene oder silberne Platte befindlich ist. Zwischen diesem Gürtel stekt der Kriß. Den Kopf dekt gemeiniglich ein kleines rundes Müzchen, Copia genannt. Der Oberleib ist mit einem kurzen Kleidchen (Cabäy) das um die Armen herum festgeknüpft wird, bekleidet. Giebt aber der König irgend ein Fest, so müssen die Großen dabei in javaischer Tracht erscheinen, und dann sind sie gemeiniglich in kostbare europäische oder indische Zeuge gekleidet.

Auf nichts halten die Palembanger mehr, als auf ihre Kriße. Wer es nur einiger-

maßen ausführen kann, trägt seinen Kriß in einer goldenen Scheide, auch zuweilen unten am Gefäße ein kleines Band mit Diamanten besezt. Sie geben diesen Krißen die hochtrabendsten Ehrennamen, und nach Maaßgabe des Alterthums, oder der Person, welche ein solches Gewehr getragen hat, und der Güte seiner Klinge bezahlen sie sehr viel dafür. Vornehme Personen gehen nie zur Ruhe, ohne daß vor ihrem Lager eine kleine Dekke ausgebreitet werde, auf die der Lieblingskriß gelegt wird. Schon Kinder von 4 bis 8 Jahren sieht man mit ihren Krißen an der Seite stolz einher schreiten.

Die Tracht der Weiber besteht in einem Rökchen, das von der Mitte des Leibes bis auf den Fuß herabhängt; einem Hemdchen ohne Aermel, und einem Oberkleidchen (Cabäy) eben so, wie den Männern ihres. Uebrigens gehen sie mit den Armen und Schultern blos und tragen auf der Brust nur ein Tuch, welches unter den Armen durchgezogen, und auf der Brust festgebunden wird. Die Haare sind

nur ganz nachlässig etwas zusammen geschlagen. Eben so sind auch alle Weiber in dem königlichen Pallaste gekleidet.

Uebrigens sind die palembangischen Weiber im höchsten Grade, sowohl an ihrem Leibe, als auch in ihrem ganzen Hauswesen unreinlich und unsauber, und dieß gehört gewissermaßen zum feinen Ton, wenigstens bei den Vornehmen. Ein palembangisches Frauenzimmer, das gute Lebensart zeigen will und Anspruch auf Sittsamkeit und Tugend macht: hält es für sehr unanständig und leichtfertig, ihre Haare täglich auskämmen und zurechte machen zu lassen. Bei alledem giebt man den hiesigen Frauenzimmer Schuld, daß es nichts weniger als spröde und unerbittlich sey. Die gemeinen Weiber haben in der That wenig Zeit auf Puz und Reinlichkeit zu verwenden, da die ganze Last der Haushaltung, der Pflege der Kinder und der Nahrungsgeschäfte auf diesen armen Geschöpfen liegt, indessen sich der Mann um nichts bekümmert und den Faullenzer macht.

Man findet selbst unter den Vornehmen und Reichen wenige, die, wenn sie einige Jahre verheirathet gewesen sind, Gold oder Edelgesteine an sich trügen. Selbst die zu ihren Pienang Dosen gehörige Geräthschaften sind gemeiniglich nur von Kupfer. So wenig sie indessen für ihre Personen den Puz lieben, so sehr sind sie darauf erpicht, ihre Kinder heraus zu puzzen, die sie mit goldnen Armringen, Halsbändern und andern Zierrathen, die nicht selten reichlich mit Edelgesteinen besezt sind, nach ihrem besten Vermögen schmükken. Auch sind die Palembanger nicht ganz frei von einem gewissen Hange zum Luxus. Wer es nur einigermaßen möglich machen kann, muß allerhand Arten goldne Gefäße haben. Je reichlicher er damit versehen ist, desto stolzer wird er seyn, und lieber wird er den größten Mangel leiden (welches nicht selten selbst Prinzen begegnet) als sich entschließen, nur das Geringste von diesem unnöthigen Prunke zu veräussern.

Da Palembang fast unter dem Aequator liegt, so muß die Witterung daselbst natür-

licher Weise sehr veränderlich seyn. Oft ist es in einer Stunde hier unerträglich heiß, und in der andern klappert man vor Frost.

Doch ist dieß mehrentheils nur der Fall in der Westmusson (von November bis Mai.) In dieser Jahrszeit steigen des Morgens aus den Morästen so dikke Nebel auf, daß man keine hundert Schritte vor sich hin sehen kann. Im November, Januar und Februar giebt es häufige Stürme, Ungewitter und Plazregen. Da hingegen die Ostmusson (von Mai bis in Oktober) größtentheils trokknes und heiteres Wetter hat.

Bei alle dem ist die Luft zu Palembang gesund, und man findet sehr viele alte Menschen. Es ist ein seltener Fall, daß hier anstekkende Krankheiten herrschen; ausgenommen die Blattern, die besonders in den Oberlanden viele Menschen wegraffen. Bei abwechselnden Jahrszeiten stellen sich gewöhnlich Husten, Schnupfen und Fieber ein, die aber selten gefährlich werden. Hingegen hat man sich

vor der rothen Ruhr und Verstopfung desto mehr zu fürchten.

Sonderbar ist es, daß man hier viel Menschen findet, die mit der Milzsucht behaftet sind, da doch alle diejenigen, die diese Plage von einem andern Orte mit hierher bringen, davon befreiet werden, sobald sie sich nur öfters in dem Flusse Mussy baden und das Wasser davon trinken. Dieses Wasser hat einen mineralischen Geschmak und dient denen, die noch nicht daran gewöhnt sind, als ein gelinde abführendes und reinigendes Mittel. Die Venusseuche ist hier fast überall eingerissen; die mehresten Palembanger sind damit behaftet, und selbst an Kindern und Säuglingen findet man nicht selten Spuren davon.

In dem Oberlande giebt es sehr viele Menschen mit Kröpfen — also von allen Orten her Beweise: daß diese Plage eigentlich in gebirgichten Gegenden zu Hause ist. Noch etwas besonders ist es, daß die Menschen (sowohl Inländer als Europäer) hier so frühzeitig

graues Haar bekommen. Man siehet vollkommene Greise von 25 bis 26 Jahren.

Die Palembanger sind nicht ungeschikt in allerhand Arbeiten. Nur zur schweren Feldarbeit und grober Bearbeitung der Metalle sind sie zu faul. Dieß überlassen sie den arbeitsamern und fleißigern Sinesen. Uebrigens giebt es Gold- und Silberschmiede, Kupferschläger, Zimmerleute, Tischler, Weber, Geschüzgießer, Schlosser, Büchsenmacher, ia selbst Schiffszimmerleute und Tauschläger unter ihnen. Ihre Schießgewehre verfertigen sie auch selbst, und bedienen sich derselben lieber, als der Europäischen, weil sie längere Läufte haben. Diese Läufte lassen sie von den Sinesen in vierekkichte Stükke Eisen bohren, und arbeiten sie nachher aus, legen sie auch so zierlich mit Gold und Silber ein, daß ein solch Gewehr zuweilen mit mehr als hundert spanischen Realen bezahlt wird. Sie haben auch versucht, Schießpulver zu machen; da ihnen aber dieses eben so bekam, wie dem ersten Erfinder, so ist ihnen die Lust zu solcher Arbeit vergangen.

Bei der Verfertigung ihrer seidenen Zeuge haben sie einen besondern Kunstgriff, die Seide so zuzubereiten und zu färben, daß dieß Zeug nicht allein länger Farbe hält, sondern auch gewaschen werden kann.

In dem Oberlande so wie auch auf den Inseln Banca und Bliton sind Gold- und Silberminen, die zum Theil sehr reichhaltig sind; sie werden aber alle aufs schärfste bewacht, und es darf bei Lebensstrafe nicht darinnen gearbeitet werden. Die Staatsklugheit des Palembangischen Hofes hält es für sicherer, diese Schäzze dem Schooße der Erde anzuvertrauen, als durch ihr Ausgraben die Haabsucht der Europäer zu reizen — und ehe der König diese unterirdische Schäzze angreift: so kauft er lieber alles Gold, was er für sich und seine Familie braucht, von demjenigen, was von Andragiry und andern Orten hergebracht wird.

An Zinn und Eisen fehlt es auch nicht, besonders liefern die Gebirge und die Insel Ban-

ca vieles Zinn. Von Edelgesteinen findet man hier nichts. Auf Banca aber in den Zinngruben eine Art Kristall, der desto häufiger darinnen angetroffen wird, ie reicher die Mine an Zinn ist.

Zahmes Rind und Federvieh giebt es nicht viel, desto mehr aber wilde Büffel, Hirsche, zahme und wilde Schweine, Elephanten, Rhinozerosse, Tieger, Ziebethkazzen, Faulthiere, Ameisenbäre, verschiedene Arten Affen und Eichhörnchen, darunter man auch fliegende von der größten Art antrifft.

Die Wälder sind voller Vögel, die größtentheils von denen auf Java ebenfalls bekannten Arten sind. Alle Arten Fische, die man zu Batavia hat, giebt es hier auch, und noch einige dort unbekanute. In dem Flusse Mussy bei Palembang werden große Fische, die oft achtzehn Fuß lang sind, gefangen. Einige habe ein Schwerd und andere eine Art Säge vor dem Kopfe, die nicht sel-

ten über 4 Fuß lang ist. Vermuthlich der Xiphias Gladius und Squalus Pristis. *)

In dem Unterlande wachsen alle Arten von Bäumen, Pflanzen, Früchten und Gemüse wie zu Batavia; doch sind die Gemüse nicht von so gutem Geschmakke, wie die auf Java. Aus dem Oberlande wird viel Holz geholet, worunter ausserordentlich starke Stämme sind. Man hat Fahrzeuge gesehen, 66 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß breit, die aus einem einzigen Baume gemacht waren.

Dieß ist nun das Interessanteste, was von dem Palembangischen Reiche zu bemerken war.

Die noch auf Sumatra liegenden kleinern Reiche: Djambi, nördlich an Palembang, Andregiry, Camper und Siac, verdienen keine ausführliche Beschreibung. Hier also nur noch etwas von denen bei Sumatra liegenden kleinern Inseln.

*) Bloch. Tab. LXXVI. und CXX.

Nias, die größte darunter, liegt ohngefähr zwölf Meilen von Sinkol; ist fruchtbar und sehr volkreich. Man zählt mehr als funfzig Negereien darauf, deren Innwohner in immerwährendem Streite und Kriege leben. Ihre gefangenen oder vielmehr geraubten Landsleute verkaufen sie an die fremden Handelsleute, die deswegen von Zeit zu Zeit hier anlanden.

Die holländische Kompagnie stehet mit den sämmtlichen Negereien dieser Insel im Bündniß.

Die Niaser haben eine sehr weisse Haut, die aber rauh und schuppicht ist. Dabei haben sie ausserordentlich lange Ohren, die man ihnen beschneidet, wenn sie zu Sklaven verkauft werden. Um die Haut solcher Sklaven glatt und reine zu machen, bedient man sich scharfer beissender Mittel; indessen behalten sie doch immer einen widrigen und ekelhaften Geruch.

Die Insel Mantaon, auf der Höhe von Passaman, und die Insel Sudfortein,

(Goed Fortuin) auf der Höhe von Priamon, haben beide nichts merkwürdiges.

Der Spizze von Indrapura gegen über liegen zwei kleine Eilande, die Nassauischen Inseln genannt, deren Inwohner Kokosnüsse und Sagu nach Benkolen bringen.

Engano liegt südlicher, ist aber noch wenig bekannt. Im Jahr 1770 schikten die Engländer eine Barke und zwei kleinere Fahrzeuge, die ohngefähr mit 80 Mann besezt waren, auf Entdekkung dahin. Sie konnten aber nichts ausrichten. So wie sie den ersten Fuß ans Land sezten, wurden sie von ohngefähr zweihundert Inwohnern angefallen und sehr feindselig behandelt. Alle diejenigen, die in die Gewalt dieser Wilden fielen, wurden beraubt. Die Kleidungsstükke, deren sie konnten habhaft werden, rissen sie in Stükken, und theilten sie unter sich. Der engländische Kapitain selbst verlohr dabei sein Seitengewehr. Diese Insulaner waren von mittelmässiger Statur; hatten lange Haare, die rund um etwas abge-

schnitten, und in der Mitte, wo sie länger waren, zusammengedrehet waren. Sie redeten eine ganz unbekannte und unverständliche Sprache. Die Engländer sahen sich genöthigt am dritten Tage, besonders wegen Mangel an frischem Wasser, diese Insel wieder zu verlassen. Bei ihrer Rükfahrt fanden sie am Riffe sechs Insulaner, die mit dem Fischfange beschäftigt waren. Sie nahmen sie mit. Zwei davon entwischten in der Nacht wieder; die übrigen viere, zwei Manns- und zwei Weibspersonen, starben kurz nach ihrer Ankunft zu Benkolen, denn sie konnten sich nicht an den Reiß und andere Nahrungsmittel, die man ihnen gab, gewöhnen. Ihre gewöhnliche Speise ist eine Art Seegras, das an den Klippen wächset, und Fische. Die Tracht der Weiber bestand bloß in einem Schurz um die Schaamtheile, der von einer Art Seegewächse gemacht war. Die Männer giengen ganz nakkend. Fruchttragende Bäume entdekte man auf der Insel nicht, und so viel man bemerken konnte, hatte das Land weiter nichts, als Wälder und Gebüsche von wilden Holzarten.

Die beiden Eilande Banca und Bliton gehören zum Palembangischen Reiche. Ehedem hatten sie ihren eigenen König, der sich schon 1668 unter den Schuz der holländischen Kompagnie begab. Einige Jahre nachher kamen diese Inseln, durch die Vermählung des Sultans mit der Wittwe des Königes, an Palembang.

Banca wird durch eine Meerenge von Sumatra geschieden, die den Namen Strasse von Banca führt. Diese Insel macht durch ihre so ergiebigen Zinngruben, in welchen Jahr aus Jahr ein wohl 25,000 Sinesen arbeiten, den größten Reichthum des Palembangischen Reiches aus. Hundert und fünf und zwanzig Pfund Zinnerz geben gemeiniglich siebzig Pfund reingeschmolzen Zinn. Hundert und fünf und zwanzig Pfund solches reinen Zinnes, das in große Stükken gegossen wird, die man Schuiten nennt, kosten zu Palembang zehn spanische Realen, oder nach unserm Gelde: ohngefähr eilf Reichsthaler, sechs Groschen.

Die vornehmsten Zinngruben sind in den Bäyen, Tanjang Ular, Ankwng, Clabat, Blinjo und Tamblang; man sagt, daß zu Songi Puti eine Diamantgrube, und verschiedene Gold- und Silberminen wären, die aber (vermuthlich aus den bereits oben angeführten Ursachen) nicht durften eröffnet werden.

Bliton liegt gegen Morgen von Banca. Diese Insel ist wenig bevölkert und dient fast bloß zum Aufenthalte kleiner mißvergnügter Fürsten, die hier Seeräuberei treiben. Es sind zwar hier auch Zinngruben, aus welchen aber, weil es an Arbeitern fehlt, nichts beträchtliches gewonnen wird.

II.

Schreiben

des

Hrn. v. *** an den Hrn. v. Wurmb

zu Batavia *).

Fort Concordia zu Kaupang, auf der Insel Timor. Jul. 1781.

Es ist sehr lange, theurer Freund! daß ich Sie auf Antwort warten lasse: Verzeihen Sie mir dieß Stillschweigen, das theils durch die

*) Da der Verfasser des obigen Schreibens wahrscheinlich noch am Leben ist, und mit der holl. Kompagnie in Verbindung stehet, so glaube ich ihm die Schonung schuldig zu seyn, seinen Namen, der auch überhaupt nichts zur Sache thut, hier zu verschweigen.

häufigen Geschäfte, die mir seit einigen Monaten oblagen, theils durch eine Reise, die ich in unsere hiesigen Besizzungen und die dazu gehörigen kleinern Inseln vornahm, verursacht wurde. Im Grunde haben Sie dabei mehr gewonnen als verlohren, und ich kann Ihnen nun über manche Sachen zuverlässigere Nachrichten ertheilen, als ich vorher würde im Stande gewesen seyn. Sie wissen, wie wenig man sich auf alles dasienige verlassen kann, was man in Indien nur vom Hörensagen, und aus den Beschreibungen derienigen Menschen kennt, die alle Dinge nur so obenhin betrachten, und nie auf den Grund sehen, und die das Wunderbare stets der Wahrheit vorziehen. Auch ist es Ihnen nicht unbekannt: wie gern die Indianer uns etwas weiß machen, und wie nöthig es ist, mit eigenen Augen zu sehen, und mit eigenen Ohren zu hören, wenn man richtige Kenntnisse erlangen will.

Ehe ich zur Beantwortung ihrer Fragen schreite, lassen Sie mich zuvor Ihnen meinen herzlichen] Dank abstatten, für die mir über-

schikten interessanten Nachrichten, sowohl von Batavia als auch aus meinem Vaterlande — besonders für die beigefügten Bücher, dadurch Sie meinem Geiste ein wahres Labsal gereichet haben. Wenn man so beständig in das Joch der Geschäfte gespannt ist — immer für Obere arbeiten muß, die den Werth des Menschen nach der Schwere des zusammen gehäuften Goldes berechnen: keine vernünftige gefühlvolle Seele um sich hat, der man sich mittheilen, und bei der man Kenntnisse und Einsichten, um Kenntnisse und Einsichten eintauschen kann; so ist und bleibt man, wenn auch der Schaz an Gold und Diamanten noch so beträchtlich anwächset, doch von Herzen arm und sehnet sich recht inniglich nach Schäzzen, die den Geist auf eine solide und dauerhafte Art bereichern, und die uns kein Schiffbruch auf der frohen Rükkehr ins Vaterland rauben kann. Wie willkommen ist mir dann, wenn ich, im ganzen Umfange des Wortes, des Tages Last und Hizze getragen habe, ein unterhaltendes lehrreiches Buch, bei welchem ich mich wieder erholen und stärken kann!

Besonders danke ich Ihnen für die Basedowschen Schriften, und für das Schriftchen: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Mit wahrem Heißhunger habe ich dieß Werkchen verschlungen. Der Verfasser, Ihr Landsmann, muß ein ganzer Mann seyn, so wie wir ihrer in Niederlanden nicht manche aufzuweisen haben. Nur unsern Hemsterhuis möchte ich mit ihm vergleichen. Gern läse ich mehr von diesem lichtvollen Philosophen *). Ich freue mich iezt, daß ich mir in meinem Vaterlande die Mühe nicht verdrüssen ließ, so viel deutsch zu lernen, daß ich wenigstens ein Buch in dieser Sprache lesen kann.

So wie Sie mir, mein Freund! durch diese Bücher Arzneien für meine Seele geschikt

*) Hätte es der Vorsehung gefallen, das Leben meines guten Bruders länger zu fristen, so hätte er den Wunsch des biedern Holländers erfüllen können: da wir 1784 eine weitere Ausführung des obigen Werks in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit erhalten haben.

haben, so haben sie auch zugleich durch Tissot's avis au peuple sur Sa Santé &c. für die Gesundheit meines Körpers, und einer Menge meiner Untergebenen gütigst gesorgt. Sie wissen, wie schlecht es mit der Arznei- und Heilkunde in Ostindien bestellt ist, und wie elend wir armen von unsrer Hauptniederlassung entfernten Menschen, besonders in diesem Stükke daran sind. Auch ich habe niemanden bei mir, den ich nur das Leben meiner Sklaven, geschweige mein eigenes anvertrauen möchte.

Die Timorer, die doch wenigstens einige Kenntniß der mancherlei hier wachsenden heilsamen Kräuter haben, beschämen oft unsere Aerzte, und verrichten manchmal, besonders bei äussern Schäden, rechte Wunderkuren, wenn unsere unwissenden und faulen Europäer schon alles aufgegeben haben. Ich habe selbst den Fall erlebt, daß ein Sklav von einem Baum herab fiel und den Arm zerbrach; er wurde verbunden: aber schon am dritten Tage war der kalte Brand am Arme. Unsre Herren Wundärzte beschlossen nun weislich, den Arm

abzulösen; als sie aber sahen, daß der Brand schon die ganze Schulter eingenommen hatte, getrauten sie sich nicht, die Operation vorzunehmen, und überließen den Unglüklichen seinem Schiksal. Eine alte inländische Frau, die wegen ihrer Geschiklichkeit hier in großem Rufe steht, nahm ihn nun in die Kur; sie legte auf den zerbrochenen Arm Umschläge von frischen Kräutern, machte verschiedene Bähungen, und in wenig Tagen fiel der schadhafte Arm stükweise ab, und auch der angestekte Theil der Schulter wurde in kurzer Zeit vollkommen heil; der Patient hatte weder Fieber noch andere Zufälle dabei *). Zu einer Zeit, da eine fürchterliche Ruhr, gegen die unsere Aerzte nichts ausrichten konnten, hier wüthete, und die besonders viele unserer Soldaten hinraffte, hat eben diese alte Frau mit ihren Kräutern und Wurzeln, die sie auf verschiedene Art anwendete, mir viele Leute erhalten: da es nun mit unsern Söhnen des Galens so erbärmlich

*) Auch in den Abhandl. der Gesellschaft der K. und W. zu Batavia wird diese Kur angeführt.

aussiehet, daß wenn auch oft bei ihnen das dat Galenus opes eintrift, sie es doch gewiß nicht ihrer Geschiklichkeit zu danken haben: so habe ich mir vorgesezt, Ihrem Beispiel zu folgen, und künftig mein eigner Arzt zu seyn, wie auch alle meine Untergebenen und diejenigen, die meinem Rathe folgen wollen, nach Tissots Vorschriften zu behandeln, und besonders seine Lebensordnuug, so viel es sich hier thun läßt, zu beobachten.

Wir haben auf unserer Insel, im Ganzen genommen, überhaupt gesunde Luft, und wer sich nach den Regeln einer vernünftigen Diät verhalten will, oder verhalten kann, hat von Krankheiten eben nichts zu fürchten.

Die Krankheiten, denen die Inländer am meisten unterworfen sind, sind eine Art Aussaz und die Venusseuche. Auf die Kur beider verstehen sie sich schlecht. Die Ruhr kann hier öfters sehr gefährlich für Inländer und Europäer werden; diese wissen sie aber, wie ich schon gesagt habe, mit ihren wirksamen Mit-

teln aus Kräutern und Wurzeln besser zu behandeln. Keine Krankheit richtet grausamere Verheerung unter den Inwohnern an, als die Kinderblattern, die dadurch noch schreklicher werden, daß sie kein Gegenmittel dafür brauchen, sondern, so bald sich Spuren davon zeigen, aus Furcht ihre Wohnungen verlassen, und in die dikſten Wälder und höchsten Gebirge entfliehen, und ihre angestekten Familien in dem allerhülflosesten Stande zurüklassen. Zum Glük kömmt diese entsezliche Krankheit nur alle zehn Jahre ohngefähr einmal hierher: aber dann durchläuft sie auch die ganze Insel. Wer die Inwohner bewegen könnte, die so heilsame Inokulation einzuführen, würde ein sehr verdienstliches Werk thun; aber gewiß würde ein solcher Prediger der Vernunft und Menschenliebe, eben so viele Vorurtheile, Widerstand und Verfolgung finden, als nur immer die Missionarien des christlichen Glaubens (die, in manchem Betracht oft besser gethan hätten, zu Hause zu bleiben) zu bekämpfen hatten.

Mit meinen und der Kompagnie Sklaven mache ich bei solchen Fällen keine Um-

stände, und vielleicht wirkt mit der Zeit das gute Beispiel. Noch starb kein einziger hier an inokulirten Blattern.

Diejenige Krankheit, die dieser Insel ganz allein eigen zu seyn scheint, und im Maleischen Boba heißt, hat in der That etwas besonderes. Nur Kinder von vier bis fünf Jahren sind derselben unterworfen. Sie verursacht am ganzen Leibe Geschwüre, die man durchaus nicht durch Gegenmittel abtroknen oder zurüktreiben darf, wenn man den Patienten nicht töden will. Bloß der Zeit muß die Heilung dieser Krankheit überlassen werden, die sich dann in Zeit von drei Jahren, wenn sie nicht unrecht behandelt wird, von selbst wieder verliehrt.

Ich schreite iezt zur näheren Beantwortung Ihrer Fragen.

Die Lage des Forts Concordia ist wirklich sehr schön. Wir haben eine weite Aussicht in die See, und das Flüßchen, wel-

ches unten am Fuße desselben hinfließt, giebt uns immer gutes reines Wasser. Die Wohnungen der Sinesen, die der Rhede gegen über am Strande liegen, vermehren die malerische Aussicht von oben herab. Diese schachernde Nation treibt hier den meisten Handel. Ob unser Fort, im Fall eines Angriffes von fremden oder inländischen Feinden lange würde vertheidigt werden können? das ist eine Frage, die ich mit gutem Gewissen nicht bejahen kann. Wenigstens wünsche ich der Ehre überhoben zu seyn, die Probe davon zu machen. Sie kennen ja unser Militär und die Beschaffenheit unsrer Fortifikationen. —

Die besten inländischen Soldaten, deren man sich auf dieser Insel bedient, kommen von der vier und zwanzig Meilen von hier liegenden Insel Savo, wo wir stets einige hundert Krieger bekommen können, die weiter keinen Sold erhalten, und sich bloß damit begnügen, was ihre Raubsucht erbeuten kann. Wenn diese Leute bei ihrem heiligen Stein geschworen haben, so kann man sich sicher auf ihre Treue

verlassen. Dieses von ihnen beinahe göttlich verehrte Heiligthum, ist ein grosser Stein in der Negerei Seba. Wenn iemand eine eidliche Aussage oder Versprechen thun muß: so legt er seine Hand auf diesen Stein, und leistet auf diese Art seinen Eid. Die Sage geht bei ihnen, daß schon verschiedene Menschen, die falsch geschworen, auf der Stelle todt niedergefallen wären; auch soll der Spalt, welcher diesen Stein beinahe in zwei Theile zertheilt, bei der Gelegenheit, daß iemand sich durch einen falschen Eid vom Ehebruche säubern wollte, daran gekommen seyn.

Die Zeichnung, welche von der Aussicht unsrer Insel in der Gegend von Concordia für unsre Gesellschaft der Künste und Wissenschaften gemacht worden ist, ist ganz gut gerathen, und Sie können sich daraus eine richtige Vorstellung von der schönen Lage unserer Wohnung machen.

Seltenheiten aus dem Pflanzenreiche werde ich Ihnen, mein Freund, wenig von hier aus

senden können; die Natur hat sich zwar, auch in Absicht mancherlei Kräuter und Holzarten, eben nicht stiefmütterlich gegen unsere Insel bezeigt; aber ich bin kein Kenner, und es würde Ihnen wenig damit gedient seyn, wenn ich Ihnen ein Paket schlecht getrokneter Pflanzen überschikte, davon Sie ohnmöglich die wahren botanischen Namen errathen könnten. Mit den Namen, die die Insulaner diesen Pflanzen geben, könnte Ihnen nichts gedient seyn; und auch die sind nicht allzeit zu erfahren. Sie müssen daher entweder selbst zu uns kommen, oder einen Botaniker schikken, wenn Sie in diesem Fache etwas von unsrer Insel haben wollen.

Es giebt hier Pflanzen, deren Wurzeln besondere Kräfte in der Heilkunde äussern; aber die Inwohner, die damit (wie ich schon gesagt habe) große Kuren verrichten, thun sehr geheimnißvoll, wenn man sich nach ihren Namen oder dem Orte, wo sie wachsen, erkundigt.

Indessen schikke ich Ihnen doch einige Exemplare von einer Pflanze, die man mir von

der ohngefähr zwei Meilen von Timor gelegenen Insel Pulu Smauw gebracht hat. Sie scheint in das Distel-Geschlecht zu gehören, und wächset am Seeufer bloß auf solchen Orten, die recht viel Sonne haben. Wenn sie älter wird, soll der Stengel die dunkelgrüne Farbe, die er iezt hat, verlieren, und dann ganz gelb werden. Die Inländer schneiden den dikken Stengel in Scheibchen, von einer achtels Zoll Dikke, und legen sie in Brandewein, der ihnen nachher zu einem vortreflichen Brechmittel dient.

Als ein Andenken übersende ich Ihnen ein Säkchen mit verschiedenen Wurzeln und Kräutern, davon sich die großen und vornehmen Leute hier allzeit eins durch ihre Sklaven nachtragen lassen, um im Fall, daß sie von einer Schlange gebissen, oder von einem Skorpion, oder Skolopender, die hier sämmtlich sehr giftig sind, gestochen werden, sogleich die Wurzeln und Kräuter kauen und auf die Wunde legen zu können. Die Wunde wird dadurch bald geheilet und die Auswirkung des Giftes verhindert.

Auch die gemeinen Timorer pflegen nie ohne ein solches Säkchen, das sie über die linke Schulter hängen, auszugehen. Nach dem Stande und dem Vermögen der Person ist dieses Säkchen mehr oder minder kostbar. Das beikommende erhielt ich von dem Könige zu Kaupang zum Geschenke, als ich den merkwürdigen Brunnen auf der Insel Pulu Smauw, und den noch merkwürdigern Felsen auf der sogenannten Hirschinsel (wovon ich Ihnen hernach sagen werde) besuchte.

Der Jägerbaum (Jagerboom), den man hier Colje nennt, und dessen Sie schon in Ihrer Ordnung der Palmen gedacht haben *), wächset besonders häufig auf der Insel Rotty, die zehn Meilen südwestlich von Kaupang liegt.

*) Borassus Stabelliformis, fächerblättrige Weinpalme. Holl. waagenbladige Wynpalme Jagerboom. Malaisch, Lontar. Javasch, Sualan. Makkasarisch, Tulla. Timorisch, Kolje. Malabarisch, Karimpara &c. S. Ordnung der Palmen von B. v. Wurmb. Abhandl. der Ges. der K. und W. zu Batavia, 1. Theil.

Er erreicht hier oft eine Höhe von vierzig bis funfzig Fuß, da er sonst selten in Indien fünf und zwanzig bis dreißig Fuß hoch gefunden wird. Die Insulaner bedienen sich des Saftes, der, wie Ihnen bekannt ist, aus diesem Baume gezapft wird, sehr stark zu ihrem Getränke. Auch bereiten sie, durch Gährung des Saftes in großen Gefäßen, einen Trank, den sie Laoro nennen, davon sowohl Männer als Weiber des Tages einigemal trinken. Er schmekt nicht übel, fast wie unser Cyderwein in Europa, und soll sehr stimulierend seyn.

Wir haben hier das schönste Sandelholz, das aber nur an einigen Orten der Insel wächset.

Die Insel Sumba, die größte unter denen bei Timor liegenden Inseln, wird zwar das Sandelbusch Eiland genannt; iedoch ist diese Holzart darauf nicht häufiger als bei uns anzutreffen. Auch wird nie allda einiger Handel damit getrieben werden können, weil die Inwohner von Sumba glauben: daß die

Seelen ihrer verstorbenen Verwandten in diesen Bäumen ihre Wohnungen aufschlagen, und es sich als ein groszes Verbrechen anrechnen würden, nur einen einzigen solchen Baum umzuhauen. Da wir auf dieser Insel nur noch einen einzigen König haben, der die Oberherrschaft der Kompagnie anerkennt, und da die übrigen sich alle von uns losgerissen haben: so kann dieser dem Handel so nachtheilige Aberglaube auch nicht mit Gewalt ausgerottet werden.

Jährlich werden zu Timor ohngefähr sechstausend Zentner Sandelholz verkauft. Hundert und fünf und zwanzig Pfund, das gut geschälet und gereinigt ist, und keine Risse hat, wird bis zu achtzehn Rthlr. bezahlt. Es giebt mindere Sorten, die zu zehn bis sechs Rthlr. verkauft werden.

Es ist Ihnen vielleicht schon bekannt, daß es dreierlei Sorten von Sandelholz giebt: weisses, das Garziasholz genannt, aber wenig geachtet

geachtet wird; und gelbes *). An der Nordseite unserer Insel wächst das beste, welches mehrentheils gelb ist. Ehedem pflegten die Timorer die Sandelbäume einige Fuß hoch über dem Boden abzuhauen; iezt sind sie aber klüger geworden, und graben sie mit der Wurzel aus, weil diese das schönste Holz giebt. Wenn der Baum noch grün, und selbst, wenn das Holz erst kürzlich gefället worden ist, hat es den angenehmen Geruch noch nicht, den es bekömmt, wenn es trokken geworden ist. Damit dieser Geruch nicht so leicht verfliegen möge, läßt man den weissen Splinnt an dem ungehauenen Stamme. Zuweilen findet man Bäume, deren Holz recht schön blaßgelb ist und röthliche Adern hat. Diese Sorte wird, wegen ihres vortreflichen Geruchs, für die beste gehalten **).

*) Man hat auch rothes, das aber nicht in diesen Gegenden wächst, und davon der Baum noch unbekannt ist.

**) Auch auf Java und andern Inseln wächset der Sandelbaum Santalum Lin.; aber er giebt

Die blanken Portugiesen kaufen mehrentheils das Sandelholz auf, und treiben damit ihren Handel *). Ueberhaupt thun diese soge-

da nicht das schöne gelbe Holz, wie auf Timor, welches von da so häufig selbst nach Batavia gebracht wird, daß reiche Leute ihre Särge davon machen lassen. Sowohl in Indien als in Europa wird dieses Holz, hauptsächlich seines angenehmen Geruchs halber, geschäzt. Die Indianer machen, nachdem es sein gemalen oder geraspelt ist, davon mit Wasser einen Brei, mit welchem sie sich den ganzen Leib bestreichen. Das westindische sogenannte Sandelholz kömmt von einem Baum, den Linné unter dem Namen Erithalis Fruticosa anführt.

*) Es giebt nämlich zweierlei Portugiesen auf Timor. Schwarze oder inländische, die zwar ursprünglich von den ehemaligen hier wohnenden europäischen Portugiesen abstammen, gegenwärtig aber weder unter Portugiesischer Oberherrschaft stehen, noch sonst etwas mit ihnen gemein haben. Sie haben ihre eigene Regierungsverfassung, und wohnen an der Nordseite der Insel. Ihre vornehmste Negerei, wo auch ihr Oberhaupt wohnt, heißt, Eukussi. Die Por-

nannten blanken Portugiesen, die ihr Hauptkomtor zu Dilil haben, wo auch ihr Gouverneur wohnt, unserm Handel großen Schaden. Sie besizzen die beste und sicherste Rhede auf der ganzen Insel, und stehen mit den Königen in ihrer Nachbarschaft im Bündniß, die uns nicht gestatten, in ihren Negereien Handel zu treiben; da hingegen diese Portugiesen auf der ganzen Insel umherschwärmen und

Portugiesischen Missionarien haben die Erlaubniß, jährlich hierher zu kommen, Kinder zu taufen und auf ihre Art das Evangelium zu predigen. Leider aber lernen die armen Menschen, wie fast überall, dadurch weiter nichts, als das Kreuz zu machen und den Rosenkranz zu tragen. Mit den benachbarten Fürsten stehen sie im Bündniß.

Die blanken Portugiesen wohnen ganz am nördlichsten Ende der Insel und sind Europäer, die sich hier in neuern Zeiten wieder festgesezt haben. Sie stehen unter einem Gouverneur, der von Goa aus hierher geschikt wird. Die benachbarten Könige sind ihre Bundesgenossen.

nicht allein Sandelholz, sondern auch andere Handelsartikel, als Wachs, Sklaven u. s. m. einkaufen.

Sie sind vielleicht hinlänglich eingeweihet in unsrer O. J. Politik, daß sie sich nicht mehr wundern, warum man den Portugiesen dieses Handwerk nicht zu legen sucht. Eigentlich würde es wohl so schwer und gefährlich nicht seyn, auch dieses lezte Fünkchen ihres ehemaligen Leuchtens in den hiesigen Gegenden auszulöschen! Das Fort, welches sie zu Dilil haben, ist im schlechten Stande, und nur mit einigen alten Kanonen versehen. Wir haben sie schon aus festeren Nestern und älteren Besizzungen veriagt, ohne uns ein Gewissen darüber zu machen. Aber was nicht immer fürs Ganze gut ist, ist doch bisweilen für einzelne Theile besser. — Sie werden mich schon verstehen *).

*) Für uns muß dieß in einer Entfernung von einigen tausend Meilen etwas unverständlicher bleiben.

Dieß wäre das Merkwürdigste aus unserm Pflanzenreiche; und nun sage ich Ihnen, mein werther Freund! auch etwas von dem Thierreiche.

Seltene, und Ihnen noch unbekannte Thiere haben wir hier eben nicht. An Wild fehlt es auf unserer waldichten und bergichten Insel nicht. Affen giebt es eine unzählige Menge. In der Gegend von Kaupang findet man viele Hirsche, deren Jagd mir oft viel Vergnügen macht. Reissende Thiere sind nicht bei uns, ausser einer Menge wilder Kazzen, die unserm Federviehe vielen Schaden thun. Vermuthlich brachte einmal irgend ein europäisches Schiff ein Kazzenpaar mit hierher, dessen Nachkommen nun hier im Stande der Wildheit leben. Auch ist der Babi Russa *) nicht selten bei uns. Man hat Sie ganz recht be-

*) Babirussa, dentibus laniaribus, superioribus maximis arcuatis. Buffon, Suppl. Vol. III. tab. XII. Baba heißt auf Maleisch das Schwein, und Russa der Hirsch: also Schweinhirsch.

richtet, wenn man Ihnen sagte, daß es auf unsrer Insel besonders schöne Schmetterlinge gäbe. Ich werde fleißig durch meine Leute auf alle Insekten, Würmer und Schmetterlinge Jagd machen lassen, und ihnen dann den ganzen Fang zusenden. Auch von unsern sehr großen Waldspinnen sollen sie einige erhalten. Unter der großen Menge Vögel von allen Arten giebt es auch sehr große Fledermäuse *), die unsern Fruchtbäumen vielen Schaden thun; die Inländer essen diese abscheulichen Thiere mit vielem Appetit, und es giebt auch viele Europäer, die ihnen hierinn Gesellschaft leisten.

Nirgends giebt es größere Aale, als bei uns; ich könnte Ihnen welche auftischen, die zu einer Mahlzeit für 10 bis 12 Personen, wenn sie auch einen ganzen Tag vorher gefastet hätten, hinreichen würden. In unsern kleinen

*) Vermuthlich der Canis Volans, oder Vampyrus des Linné. Ecaudatus, Naso simplici membrana inter Semora divisa. S. Schreber tab. XLIV.

Flüssen, denn grosse giebt es eigentlich auf der Insel nicht, giebt es noch allerhand andere Arten von Fischen, die sehr schmakhaft sind. Auch ist die See überall sehr fischreich; nur ist der Fischfang, wegen der vielen Krokodille und Hayfische etwas gefährlich. Die Insulaner legen sich dieserhalb nicht sehr auf den Fischfang, so gern sie übrigens Fische essen.

Krokodille giebt es hier von einer ansehnlichen Grösse, und da sie aus einer Art Aberglauben verehrt, und sogar am Seestrande gefüttert werden: so sind sie sehr dreuste und gefährlich.

Besonders hegt die königliche Familie von Kaupang eine sehr freundschaftliche Zuneigung gegen diese fürchterlichen Thiere. Die Könige von Kaupang sehen sie sogar als die Stammväter ihrer Familie an, und bezeigen sich deswegen noch immer so liebreich gegen ihre Herren Vettern. Es sind auf der Insel Pulu Smauw, wo sich iezt die königliche Familie aufhält, besondere Leute dazu bestellt,

die die Krokodille am Seeufer öfters füttern müssen. Diese, die schon daran gewohnt sind, stellen sich allzeit auf den Ruf ihrer Wärter ein, und verzehren die ihnen gebrachten Speisen.

Wenn ein neuer König zur Regierung kömmt, so wird allzeit den Krokodillen ein feierliches Opfer gebracht. Auf einem am Ufer besonders dazu eingerichteten Plaz, der Klaiba heißt, versammelt sich das ganze Volk, Vornehme und Geringe: man führt ein junges Mädchen herbei, das mit Blumen ausgeschmükt ist, dieses wird dichte beim Wasser an einen Pfahl gebunden, und, nachdem das Volk sich zurükbegeben hat, von den Krokodillen weggeholet. Die Insulaner bilden sich gewiß ein: daß das Krokodill dieses Mädchen zu seiner Frau nehme, und daß es daher durchaus noch eine reine Jungfrau seyn müsse, weil man Beispiele hätte, daß solche geopferte Mädchens wieder lebendig und unberührt an das Ufer wären zurükgebracht worden, weil ihnen diese Eigenschaft gemangelt habe. Diesem Opfer

wird noch ein Schwein, das aber nothwendig rothe Borsten haben muß, und allerhand andere Lebensmittel beigefügt. Ich habe hier eine solche abscheuliche Feierlichkeit noch nicht erlebt, würde auch, wenn ich bei Zeiten davon Nachricht erhielte, sie verbitten, oder dem Jungfernräuber die Lust, seine junge Frau heimzuführen, zu vertreiben suchen. Warum sollte es uns nicht gelingen, auch dieses grausame Opfer zu verhindern, da wir schon so viele andere, die Menschheit entehrende und kränkende Gebräuche, vertilget haben. So pflegte man vor diesem zu Sonnebaya zwei lebendige Sklaven in das Grab des Königes einzusenken. Eine Unmenschlichkeit, die bald nach unserer Festsezzung auf dieser Insel unterbleiben mußte.

An Mineralien sind wir eben nicht sehr reich. Die mehresten unserer kleinen Flüsse führen zwar etwas Gold bei sich, das von den Inwohnern gesammlet wird. Es verlohnt sich aber kaum der Mühe. Im Gebiete des Königs von Molo sind, wie man sagt, die

Goldsammlungen ergiebiger; aber wir haben es noch nicht dahin bringen können, diesen König zu einigem Verkehr mit uns zu bereden. Die Inwohner dieser Gegend fingen zwar einmal an, eine Goldmine zu eröfnen; aber sie verstanden nicht, dieselbe gehörig anzulegen. Sie stürzte ein, und eine große Menge Arbeiter wurde dabei getödet. Nachher sind sie nicht wieder zu bereden gewesen aufs neue ans Werk zu gehen. Sie glauben steif und feste, daß es böse unterirdische Geister gebe, die ihnen den Besiz des in der Erde verborgenen Goldes nicht gönnten.

Man würde ganz gewiß auch reichhaltige Kupferminen eröfnen können, wenn die Timorer nicht zu faul und zu abergläubisch wären, um den Bergbau zu betreiben. Ohnfern Dilil, und bei Ade und Mantutu findet man es in großen Stükken zu Tage liegend.

Hierbei erhalten Sie einige solcher Stükken, wie auch einige Proben von unserm Schwefel.

Auf meiner Reise nach Pulu Smauw wurde ich von dem Könige von Kaupang sehr freundlich und mit alle der Pracht, die er nur zeigen konnte, empfangen.

Es würde Ihnen sehr lächerlich vorkommen, wenn Sie die Könige und Großen auf unsrer Insel mit ihren übergoldeten Zähnen sehen sollten, mit denen sie sich so viel wissen, als bei uns nur immer ein schönes Mädchen mit dem Elfenbein ihrer Zähne. Die Könige besonders lassen allzeit ihre vordersten Zähne mit Gold belegen, oder gleichsam überziehen; und es giebt eigene Menschen hier, die diese Arbeit sehr sauber verrichten können.

Im Ganzen genommen, ist diese Insel eben nicht eine der fruchtbarsten; sie ist voller Gebüsche und trägt fast nichts als türkisches Korn. Ich habe nicht unterlassen, den Brunnen zu Uigassa zu besuchen, von dessen mineralischen Eigenschaften mir so viel erzehlt wurde. Sein Wasser hat wirklich einen scharfen eisenvitriolhaftigen Geschmak. Wenn man Linnen

darinn wäschet, so giebt es einen Schaum wie Seifenwasser, und das Linnene Zeug wird davon ausserordentlich weiß. Ich habe einige Bouteillen davon getrunken, die mir recht wohl bekamen. Ich zweifle daher nicht, daß, wenn man es nur recht untersuchte, man vielleicht finden würde, daß es bei mancherlei Beschwerlichkeiten mit Nuzzen könne gebraucht werden.

Was aber meine Aufmerksamkeit auf dieser Reise noch mehr reizte, war der sonderbare Felsen, der auf der kleinen Insel Pulu Kambing (Hirschinsel) angetroffen wird. Er hat die Gestalt eines Zukkerhutes, dessen Spizze abgeschlagen ist. Unten mag er ohngefähr 8000 Schritte im Umfange haben; sodann geht der Felsen, wie eine steile Mauer, 25 bis 30 Schritte in die Höhe, der obere platte Theil hat ohngefähr etliche hundert Schritte im Durchmesser, und auf dieser Fläche findet man viele Quellen, aus welchen ein schwefelhaltiges Wasser, wie aus Fontänen, emporspringt. Dieses Wasser führt eine Art von Sinter bei sich, der sich über der Quelle, wo das Wasser hervor-

sprudelt, in Gestalt einer Pyramide, zwanzig bis dreißig Fuß hoch ansezt. Legt man das Ohr bei einer dieser Quellen an den Erdboden, so hört man ein dumpfes unterirrdisches Getöse. Wahrscheinlich gaben heftige Erderschütterungen, die durch unterirdische Vulkane verursacht worden, der Insel und diesem Felsen die gegenwärtige Gestalt.

Auch auf unsrer Insel haben die Innwohner versucht, ihr Schießpulver selbst zu verfertigen, besonders auf der Insel Solor, wo der mehreste Schwefel gefunden wird. Aber sie haben es darinnen zu keiner Vollkommenheit gebracht, und ihr Pulver hat lange die Kraft nicht, als das unsrige: auch wird es, weil sie den Schwefel nicht recht zu säubern wissen, stets feucht und unbrauchbar, wenn es an die Luft kömmt.

Nichts kann man hier besser absezzen, als fein gearbeitetes Schießgewehr, welches sehr theuer bezahlt wird. Wenn Sie etwas dergleichen aus Europa erhalten können, so schikken

Sie mir es, ich will es Ihnen mit gutem Profit verkaufen.

Ihres Landsmanns, des Soldaten Meyer, welchen Sie mir empfohlen haben, werde ich mich aufs beste annehmen, und ihm das traurige Schiksal, welches das Loos jedes Unglüklichen von dieser Menschenklasse in Indien ist, so viel möglich zu erleichtern suchen. Da er etwas mit dem Schreiben fortkommen kann, so werden sich vielleicht Mittel finden, ihn auf eine bessere Art zu versorgen. An dem Gedeihen und glüklichen Fortgang unserer Gesellschaft der Künste und Wissenschaften nehme ich wahren Antheil, und werde, so viel als in meinen schwachen Kräften stehet, iederzeit gern und willig mein Scherflein dazu beitragen.

Empfehlen Sie mich allen Gönnern und Freunden, besonders denen Wohledelen und gestrengen Herren Craan und Radermacher! Leben Sie wohl! ꝛc.

III.

Borneo.

Schon seit dem sechszehnten Jahrhunderte versuchten es die Portugiesen, Holländer und Engländer wechselsweise, sich auf diesem Eilande, das eins der größten im indischen Meere ist, fest zu sezzen. Aber nur den Holländern gelang es, bei dem überwiegenden Glükke, das sie überhaupt in Ostindien hatten, auch hier ihren Entzwek zu erreichen.

Wegen des Goldes und der Diamanten, die hier gefunden werden, wie auch wegen des Pfeffers, davon die holländische Kompagnie

jährlich 600000 Pfund ausführt, ist diese Insel nicht unwichtig für ihren Handel.

Man erzehlt, daß, als die Portugiesen sich im Jahr 1526 hier ansezzen wollten, sie dem Sultan von Landac und Succadana einige schöne Tapeten, in welche allerhand Figuren gewirkt waren, zum Geschenk machten; daß aber der Sultan, welcher diese Figuren für belebte oder bezauberte Geschöpfe hielt, und fürchtete, sie möchten einmal ohnversehens von der Tapete herabsteigen und ihm den Hals umdrehen, sich dieses Geschenk verbeten und die Portugiesen mit sammt ihren Tapeten zum Lande hinaus geiaget habe. Ist die Sage wahr, so war es dem guten Sultan gewiß nicht zu verdenken, wenn er sich von Menschen, die wie die Portugiesen sich in Indien zeigten, nichts Gutes versahe. Glüklich und frei lebten vielleicht noch viele Völker, wenn sie dem herrsch- und gewinnsüchtigen Europäer überall so begegnet wären.

Die Engländer waren nicht glüklicher, und schon seit 1706 haben sie Borneo ganz verlassen.

lassen. Im Jahr 1766 machten sie einen Versuch, sich auf der Insel Balambangan, an der nördlichen Spizze von Borneo, die ihnen der König von Solon überließ, fest zu sezzen. Sie hatten hier Handlungsbediente und eine Besazzung von dreihundert weissen und schwarzen Soldaten. Ihre Absicht war, diesen Ort zu einer Niederlassung einzurichten, wo sie die Waaren, die aus Sina und den indischen Inseln hierher geführt wurden, gegen Waaren aus Europa und Indostan eintauschen könnten. Als aber 1772 bereits ein Theil ihrer Truppen durch anstekkende Krankheit hingerafft war, wurde das hier erbauete Fort, das ohnedem sehr schlecht bevestigt war, unvermuthet überfallen, und die ganze Niederlassung zerstört. Die Engländer wissen noch bis iezt nicht, wem sie die Veranlassung zu dieser Gewaltthätigkeit eigentlich Schuld geben sollen. Ob sie es als ein Werk der Holländer, die wegen ihres Handels in diesen Gegenden besorgt waren, betrachten? oder ob sie es den Spaniern, die für ihre Besizzungen auf den Philippinen fürchteten, beimessen sollen?

Man hat verschiedene Beschreibungen von Borneo: als von Valentyn, in seiner Beschreibung von Indien. Von Salmon, in dem gegenwärtigen Staat aller Völker. Von Prevot, in der allgemeinen Geschichte der Reisen 2c. und auch in der abscheulichen Compilation des Abts de la Porte. Da man aber diese große Insel selbst in Indien noch nicht hinlänglich kennt, und noch nie in das Innere derselben hat eindringen können, so sind alle diese Beschreibungen höchst mangelhaft und unvollständig.

Um indessen meinen Lesern die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten über dieses Eiland mitzutheilen, werde ich mich größtentheils an dasienige halten, was die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia in ihren Abhandlungen davon bekannt gemacht hat. Die Insel Borneo erstrekt sich vom vierten Grade südlicher, bis zum achten Grade nördlicher Breite, und vom hundert und funfzigsten bis zum hundert und acht und funfzigsten Grade der Länge.

Ihre Länge beträgt also hundert und sieben und achtzig, und ihre Breite hundert und sieben und zwanzig Meilen. Sie hat beinahe mit Java einerlei Lage und Klima; nur hat Borneo weniger Berge und fast durchgehends an den Stranden einen sumpfichten Boden, der sich zwölf bis funfzehn Meilen, und an manchen Orten noch weiter ins Land hinein erstrekt. Der übrige Theil der Insel ist fruchtbar genug, wenn nur die Inländer nicht zu faul wären, um das Land anzubauen, und sich nicht lieber damit abgäben, etwas Gold und Diamanten zu suchen, dagegen sie die nöthigen Lebensbedürfnisse von Java eintauschen.

In der Mitte der Insel liegt ein sich weit ausstrekkendes Gebirge, der Kristallberg genannt, weil an demselben eine Menge Kristall gefunden wird. Am Fuße dieses Gebirges liegt der große inländische See, aus welchem alle Flüsse kommen, die das Eiland durchströmen.

Die wahren Eingebohrnen dieser Insel sind die Biadjos oder Dajakker, die noch im Innern des Landes wohnen. Die Strande sind von einer Vermischung von Maleyern, Javaern und Makkassaren bewohnt. Auch sind es nur die am Strande gelegenen Reiche, von welchen man einige zuverlässige Nachrichten geben kann. Das Innere dieser Insel ist noch sehr wenig bekannt.

Das größte, und durch seine Verbindung mit der holländischen Kompagnie auch das wichtigste Reich auf dieser Insel, ist das von Banjermassing, an der südlichen Seite derselben. Der große Fluß Pontiana, auf welchem Schiffe von hundert Fuß, die zwölf bis dreizehen Fuß tief gehen, fahren können, ist sehr vortheilhaft für den Handel. Der Sultan Susuhunan Natahalam hat seit 1771 seine Residenz von Cagu-tangie nach Martapura verlegt, wo er eine große Stadt erbauen, und einen sehr breiten Kanal graben ließ, der mitten durch diese Stadt fließt. Zugleich wurde der Name von Martapura

in Bumie-Kintjana verändert. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von der nicht unbeträchtlichen Macht dieses Sultans machen.

So wohl die Inwohner der Stadt als auch der übrigen am Strande, und weiter ins Land hinein liegenden Orte sind Muhamedaner, mit vielen tausend Biadjos oder Dajakkers vermengt, welches Heyden sind. Diese Biadjos, die eine große Menge Negereien, deren Anzahl auf 784 angegeben wird, bewohnen, stehen unter vielen kleinen Regenten, die den Sultan für ihren Oberherrn erkennen.

Von diesen Biadjos, als den eigentlichen Eingebohrnen der Insel, werde ich meinen Lesern in der Folge mehr sagen.

Die Loge der holländischen Kompagnie liegt am Ende der Negerei Tatas, oder Banjermassing. Sie ist ein fünfekkichtes, mit Palisaden umgebenes Fort, das an der Ostseite am Flusse mit drei, und an der West- oder Landseite mit zwei Bollwerken versehen ist.

Die Landesprodukte, die als Handelswaaren hier gesucht werden, sind: Pfeffer, Gold, (doch mehrentheils nur Staubgold von schlechtem Gehalt), Diamanten, Hand- und Binderöhre, indianische Vogelnester, Wachs, Pedra del Porco, Drachenblut, Eisen. Dafür werden wieder eingeführt: länglichte Agathsteine, rothe agathene Ringe, verschiedene Sorten Korallen; allerhand sinesische Waaren, als grobes Porcellain, rohe und andere Seide, allerhand Sorten Leinwand, Kleidchens, wie sie die Inwohner tragen, und ferner alles, was Java ausliefert. Auch Opium, der aber nur durch Schleichhandel hierher gebracht werden kann, weil der Sultan den Gebrauch desselben sehr scharf verboten hat.

Succadana liegt unter 0 Grad. 50 Minuten südlicher Breite. Weiter nördlich kömmt man an den Fluß Pontiana, der sich in vielen Mündungen unter der Linie in die See ergießt. Dieser Fluß hat an seiner Mündung eine Tiefe von zwölf Fuß, und bei hoher Fluth von sechzehn Fuß, so daß die Barken

und Schaluppen sehr bequem bis an die Loge der Kompagnie hinauf fahren können. Man braucht zwölf Stunden, um von der Mündung des Flusses bis an die Loge zu kommen. Sieben bis acht Meilen über seiner Mündung theilt er sich in zwei Arme. Der südlichste durchströhmt einen Theil des Landes, welches Pangerang Josep regiert, der 1778 von der holländischen Kompageie zum Sultan von Sasango und Pontiana, unter dem Namen Sarief Abdulla Rachmann erhoben wurde.

Seine beiden Reiche, Pontiana, unter 0 Grad 20 Min., und Sangauw, oder Sagango, unter 0 Gr. 10 Min. nördlicher Breite, erstrekken sich sehr tief ins Land hinein. Ein Bedienter der holländischen Kompagnie sahe am Hofe dieses Sultans einen seiner Vasallen, den König von Gascaro, dessen Reich wohl hundert Meilen im Innern des Landes lag. Man erzählte ihm, daß in dessen Lande einige Pfeiler, drei Fuß hoch und drei Fuß breit, mit europäischen Charakters be-

schrieben, wären gefunden worden. Ist dieß Vorgeben gegründet, so müssen in frühern Zeiten die Europäer schon tief ins Innere der Insel gedrungen seyn. Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia hoffte eine Abzeichnung dieser Inschriften zu erhalten, wodurch sich alles sehr leicht würde haben erklären lassen. Bis iezt ist dieser Wunsch noch nicht erfüllt worden.

Pontiana und Sasango liefern gutes Gold, Wachs, Vogelnester, Perlen, Sago, Diamanten, Zinn und Eisen. Dafür werden allerlei Lebensmittel und Leinwand eingeführt, besonders aber Reiß und Salz. Vom November bis Mai hat man hier häufigen Regen und starke Nebel. Als eine meteorologische Bemerkung dient angeführt zu werden, daß das Thermometer hier nie tiefer fällt, als 82, und nie höher steigt, als 94 Grad.

Landak liegt an dem nördlichen Arm des Flusses Pontiana, ohngefähr 17 Meilen weiter hinauf, unter den 0 Gr. 35 Min.

nördlicher Breite. Schon vor anderthalb hundert Jahren hatte die holländische Kompagnie einen Residenten hier. Nachher wurden ihre hiesigen Besizzungen zerstört, bis endlich der König von Bantam, dem von Alters her Landak und Succatana gehört hatten, der Kompagnie 1778 mit allen diesen Ländern ein Geschenk machte. Ob Se. Bantamische Majestät freiwillig oder nothgedrungen diese königliche Freigebigkeit ausübte, kann ich meinen Lesern nicht sagen. So viel ist gewiß, daß die Holländer von der Zeit an diese Länder als ihr gänzliches Eigenthum, und die darinnen regierenden Fürsten als ihre Vasallen betrachteten, ihre Loge zu Pontiana zwischen Landak und Succatana eröffneten, und zum Regenten dieses Landstriches den Pangerang Saidja Rata ernannten.

Die Wohnung des Prinzen zu Landak liegt auf dem hervorspringenden Winkel eines Berges, auf den man 118 Stufen hoch steigen muß.

An der rechten und linken Seite dieses Berges strömen zwei Flüsse vorbei, die so voller großer Klippen sind, daß kein Fahrzeug darinne fortkommen kann; und da nun noch diesen Flüssen gegen über auf ieder Seite auch wieder ein Berg liegt, so ist dieser Ort dadurch von der Natur so befestiget, daß es ganz unmöglich seyn würde, ihn einzunehmen. Dabei ist dieser Plaz auch mit hinlänglichem Geschüzze versehen. Ausser einigen kleinen metallenen Stükken sind auch noch zwei achtpfündige eiserne Kanonen hier, davon die eine mit dem Amsterdammer Kompagniewappen, und die andere mit dem Dänischen bezeichnet ist. Es ist unbegreiflich, wie man solche schweren Massen auf diese steile Höhe hinauf gebracht hat!

In diesem Reiche giebt es wichtige Gold- und Diamanten Minen.

Zwischen Landak und Borneo, dem nördlichsten Königreiche dieser Insel, welches vermuthlich der ganzen Insel den Namen gegeben hat, liegen noch verschiedene kleinere

Reiche, die nicht sehr merkwürdig, auch noch nicht hinlänglich bekannt sind. Ihre Regenten sind zum Theil Vasallen des Sultans von Borneo. Es wird einiger Handel mit Gold, Diamanten, Röhren, Wachs und dergleichen Waaren, die gegen Javaische Produkte vertauscht werden, in diesen Landstrichen getrieben; doch ist er weder beträchtlich noch sicher, weil verschiedene mißvergnügte Fürsten sich hier aufhalten und von der Seeräuberei leben.

Borneo steht unter einem Sultan, der an diesem Orte seine Residenz hat.

Der Handel ist hier sehr lebhaft und einträglich. Die Landesprodukte sind Perlen, Vogelneſtchens, Wachs, Sklaven, Reiß und Kampher. Der hiesige Kampher wird für den allerbesten gehalten, und selbst noch dem Sumatraischen von Baros weit vorgezogen.

Der um die Naturgeschichte so verdiente Amsterdammer Arzt, Houttyn, hat in den Haarlemmer Verhandelingen XXI. neuerlich den

Kampherbaum beschrieben und Zeichnungen beigefügt, die nach getrokneten Zweigen gemacht wurden, welche ihm von einem Mitgliede der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia waren zugeschikt worden. „Der Kampher von Borneo und Sumatra (sagt Hr. Houttyn) kommt von einem Baume, mit ovalen scharf zugespizten gestrichelten Blättern und großen tulpenartigen Blumen. Hierdurch zeichnet er sich sowohl vom iapanischen Kampherbaum, als auch von andern Lorbeerarten aus. Ein Centner Kampher vom Borneo kostet dreitausend, und einer von Sumatra zweitausend Rthlr., der Japanische aber kaum funfzig Rthlr., der leztere ist aber auch weit flüchtiger als die erstern Sorten."

Jährlich werden von diesem Borneoschen Kampher ohngefähr viertausend dreihundert fünf und siebzig Pfund verkauft. Die Waaren, welche hier eingeführt werden, sind: Zinn, Leinwand in Sorten und allerhand Javaische Produkte, ausgenommen Reiß, der hier selbst in Ueberfluß gebauet wird.

Der Sultan von Borneo lebt viel prächtiger und ist von seinen Unterthanen mehr gefürchtet, als der von Banjer. Zugleich aber auch, nach dem Zeugnisse einiger Engländer, die mit kleinen Schiffen etwas Leinwand hierher führen, und gegen Pfeffer umsezzen, zuverlässiger in seiner Freundschaft und einmal gegebenem Worte. Doch dieser Lobspruch bezieht sich wohl nur auf den besondern Charakter der eben iezt regierenden Fürsten dieser beiden Reiche. Hier wird es nicht anders seyn, als in allen andern Ländern unsers Erdbodens, wo bald gute, bald schlechte, bald große, bald schwache Regenten den Scepter führen. Tugend ist kein Erbeigenthum des Throns, so wie zum Glük das Laster kein Privilegium hat, die geplagten Völker ohne Ende zu tyrannisieren. —

Zwischen Borneo und Tidor liegen Balangan und Barauw, zwei kleine Reiche. Hier werden Vogelnestchen, Tripangs, Wachs und Karret gegen Javaische Produkte und grobe Leinwand eingehandelt.

Hierauf folgt Dannuar, das unter einem Dato steht, der Beginda genannt wird. Weiter hin Sammunta, unter Dato Tomongong und Cotee, wo ein Sultan, Namens Adjie Umut, regiert. Zwischen diesen zwei leztern Orten liegen noch viele Dörfer, deren Namen unbekannt sind. Es werden hier eben dieselben Waaren eingebracht und ausgeführt, wie zu Borneo.

Man kömmt von hier nach Appar Karrang, wo der Sultan Thua regiert, und endlich nach Passier, welches das lezte Königreich ist, und gegenwärtig vom Sultan Annom beherrscht wird. Die Handelswaaren dieser Reiche sind: Gold, Vogelnestchen, Wachs und Bindrohr, die gegen allerhand Javaische Produkte vertauscht werden.

Die Anzahl der Einwohner in Passier ist sehr geringe, daher ist es ihnen auch nicht möglich gewesen, die Bugineesen, die sich des Flusses, und mithin auch des Handels bemächtigt haben, zurük zu treiben.

Weiter Südwärts liegt noch Simpanahan, wo Pangerang Prabo regiert *); und von hier bis an die äussersten Grenzen von Salatang gehört alles dem Könige von Banjermassing, der auch die große und kleine Insel Pulu-Lauts besizt.

Uebrigens scheinen im Innern der Insel Borneo keine Reiche mehr vorhanden zu seyn. Wenigstens ist nichts davon (wie schon gesagt worden) bekannt.

Die Bergbewohner bringen ihre Landesprodukte und Handelswaaren an die ihnen zunächst liegenden Strande zu Markte.

Dasjenige, was man von denen Biadjoos oder Dajakken, die größtentheils im Innern des Landes an der Westseite des Banjerschen Flusses einen großen Strich Landes

*) Pangerang, Dáto, Kjey, Radeen und dergl. sind blosse Worte, die gewisse Würden und Ehrenstellen bezeichnen.

bewohnen, hat können in Erfahrung bringen, will ich meinen Lesern hier noch mittheilen. Die Biadjoos sind groß von Statur und wohl gebauet. Man sagt, daß ihre Weiber schön und weiß seyn sollen; sie bringen sie aber nie mit nach Banjer, oder auf ihre übrigen Marktpläzze.

Die Kleidung der Biadjoos ist eben so, wie die der Maleier. Ihre Weiber, selbst die ihrer Regenten, gehen alle bis auf den Nabel nakt, und tragen bloß ein gewöhnliches kurzes Rökchen oder sogenanntes Kleidchen um den Leib. Die Männer bemalen sich mit allerhand Figuren, so wie es bei den Eingebohrnen der Insel, und überhaupt in ganz Ostindien gebräuchlich ist. Sie kommen nach Banjer, um daselbst Gold, Bindrohr und Reiß zu verkaufen, wofür sie wieder einige Sinesische grobe Porcellainwaaren, kupferne und irdene Töpfe oder Tampayangs, darauf die bei ihnen beliebten Figuren, Drachen, Schlangen und dergl. zu sehen sind, mit nehmen.

Bei ihren Verheirathungen haben sie einige sonderbare Gebräuche. Wenn ein unverheiratheter Mann Neigung zu einem Mädchen hat, so läßt er durch eine Frauensperson bei ihren Eltern um sie anhalten; doch kann er versichert seyn, von iedem Mädchen den Korb zu erhalten, wenn er nicht vorher einem Feinde den Kopf abgehauen, und seine Tapferkeit dadurch bewiesen hat. Ist sein Antrag angenommen, so überbringt er selbst seiner Braut ein Geschenk, welches in einem Sklaven oder Sklavin, zwei Kleidchens und einem Wassertopf, auf welchem die bei ihnen beliebten Figuren gezeichnet sind, besteht. Wenn der Hochzeittag erschienen ist, so richten sowohl der Bräutigam als die Braut, iedes in seinem Hause, ein besonderes Gastmahl an; nach deren Endigung wird der Bräutigam in seinem besten Staate nach dem Hause der Braut geführt, wo er an der Thür einen der Verwandten findet, der ihn mit dem Blute eines geschlachteten Hahns bestreicht, so wie die Braut mit dem Blute eines ebenfalls dazu geschlachteten Huhnes bestrichen worden ist. Beide geben einander die blutigen

Hände. Indessen wird es für ein böses Zeichen gehalten, wenn das Blut bei diesem ersten ehelichen Handschlage zu weit umhersprizt. Die Neuvermählten bleiben hierauf bei einander, und die ganze Feierlichkeit wird mit einem zweiten Gastmale beschlossen.

Kömmt die Frau ins Kindbette, so übernimmt der Mann das Geschäfte der Kindfrau, und es sind dabei keine andern Gebräuche üblich, als daß einer ihrer Zauberer, den sie Balian nennen, der Kindbetterin unter Gesang und den Schlagen auf einem ihrer Instrumente, Gindang, etwas Arzenei giebt.

Stirbt die Frau, so darf sich der Mann nicht wieder verheurathen, wenn er nicht vorher iemanden von einer andern Nation den Kopf abgehauen, und dadurch den Tod seiner Frau (seltsam genug!) gerochen hat.

Bei Sterbefällen wird die Leiche in eine Kiste gelegt und so lange im Hause verwahrt, bis der hinterbliebene Mann, Vater, Sohn,

oder nächster Blutsverwandter einen Sklaven gekauft hat, der an dem Tage, an welchem der todte Körper soll verbrannt werden, enthauptet und dem Verstorbenen in die andere Welt als Sklave mitgegeben wird. Ehe man diesen Unglüklichen schlachtet, wird es ihm sehr nachdrüklich anempfohlen, seinen neuen Herrn ienseits des Grabes getreulich zu dienen.

Die Asche der verbrannten Leiche wird nachher in einem der oben beschriebenen Wassertöpfe aufgesammelt, und dieser Topf nebst dem Kopfe des erwürgten Sklaven in ein kleines, besonders dazu erbautes Häuschen oder Grabmal beigesezt. Oft geht darüber ein ganzes Jahr hin, ehe die Hinterlassenen im Stande sind, einen Sklaven, zum Dienste des Verstorbenen in der andern Welt, zu erhandeln.

Ihre Wohnungen sind von Bretern zusammengeschlagen, und haben weder Fenster noch Unterschiede. Nur ein kleiner Winkel ist darinnen zur Schlafstelle abgesondert. In einem solchen Hause wohnen ganze Familien sammt

ihren Sklaven beisammen, zuweilen wohl hundert Personen.

Sie brennen wenig Licht und begnügen sich mit dem Scheine einer Schleiße, die ihnen nicht länger, als gegen acht Uhr des Abends Licht giebt. Ueber den Thüren hängen sie die Köpfe, die sie auf ihren Streifereien abgehauen haben, oftmals noch ganz blutig auf. So oft es ihnen lüstet, sich solcher Köpfe zu bemächtigen, so gehn sie ordentlich auf die Jagd darnach aus. Der Jagdlustige macht in diesem Falle sein Vorhaben seinen Freunden und Verwandten bekannt, die sich dann mit ihm darüber berathschlagen und ihn nebst ihren Verbündeten und Sklaven begleiten.

Sie fahren alsdenn in aller Stille nach dem Flusse Banjer hinunter, und lauren daselbst gemeiniglich auf ein kleines Fahrzeug der Banjeresischen Fischer, das sie entweder des Nachts überfallen, oder auch bei Tage wegnehmen. Einer oder auch zwei dieser Unglüklichen werden dann durchgehends die Schlachtopfer ihrer Mordlust.

Wenn ein Dajakker einen abgehauenen Kopf nach Hause bringt, so erfreuet sich die ganze Negerei, und ein Jeder, alt und iung, Mann oder Frau, bezeigt sein Vergnügen darüber. Man stellt Gomspieler *) in eine Reihe längst der Straße, die der Eroberer mit dem abgehauenen Kopfe in der Hand nach seinem Hause durchziehet, und er wird von allen gegenwärtigen Weibern tanzend eingeholt. Hat er sich seiner Hausthür genähert, so findet er da, wo die Gommen aufhören, ein Küssen gelegt, auf welches er sich niedersezt, und wo ihm der erbeutete Kopf von den Weibern abgenommen wird. Der glükliche Kopfiäger wird von allen Anwesenden beschenkt; man tanzt, und hält darauf eine Mahlzeit. Dabei wird dem abgeschlagenen Kopfe etwas Essen in den Mund gerieben und auch Trinken hinein gegossen, alsdann hängt man ihn als ein immerwährendes Siegeszeichen auf. Ehe sie indessen einen solchen Jagdzug auf Banjeresische

*) Gom ist eine Art musikalischer Instrumente von Kupfer.

Köpfe unternehmen, suchen sie vorher allzeit aus dem Fluge der Hühnergeier (Kuikendieven) ihr Glük oder Unglük zu erforschen.

Sie suchen diesen Vogel durch Lokken, und indem sie ihm Reiß hinstreuen, zu bewegen, daß er sich auf die Erde niederläßt; schwebt er alsdann im Aufsteigen rund um sie herum, und verliert sich in der Luft, oder zieht nach der Seite hin, nach der sie reisen wollen, so gilt dieß für ein glükliches Zeichen, und die Reise wird mit frischem Muthe angetreten. Nimmt der Vogel aber einen, dem ihrigen entgegengesezten Weg, so stellen sie sogleich den ganzen Jagdzug bis auf eine günstigere Zeit ein. Oft dauert es zwei bis drei Tage, ehe es einen solchen gefiederten Propheten beliebt zu erscheinen und ihnen gut Glük zu sagen.

*) Falco Milvus. Im zweiten Theil der Abhandlungen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia hat mein Bruder eine Beschreibung dieses Vogels geliefert.

Die Biadjoos haben fast gar keine ordentliche Regierungsform, viel weniger einige geschriebene Gesezze.

Wird iemand eines Diebstahls beschuldigt, ohne daß man hinlängliche Zeugen gegen ihn einbringen kann, so wird er nebst seinem Ankläger vor die Aeltesten gefodert. Es wird ein Topf mit Asche und Wasser hingesezt, und oben, queer über den Topf, ein Stükchen Holz gelegt, auf welchem zwei kleine kupferne Knöpfchen liegen. Nachdem man beide Partheien hat schwören lassen, wird das Stökchen umgedreht, so daß die Knöpfchens ins Wasser fallen; der Kläger und Beklagte müssen sodann ieder ein Knöpfchen wieder aus dem Topfe heraussuchen, und derienige, dessen Knöpfchen durch die Asche etwas abgescheuert und blank geworden ist, gewinnt den Prozeß. Vermuthlich geht es dabei eben so zu, wie bei den abscheulichen Gottesurtheilen unsrer Vorfahren. Schade, daß man von der Religion, den Sitten und Gebräuchen so mancher morgenländischen Völker nichts als so unbrauchbare Bruchstükke hat!

Aber von Menschen, wie die sind, die iene Gegenden besuchen, läßt sich nichts anders erwarten. Mit Gierigkeit und einem Eifer, der alles übertrifft, suchen sie nach Gold und den Reichthümern dieser Länder; aber das Gold der Wahrheit und die bessern Schäzze des Geistes sind ihnen die gleichgültigsten Dinge von der Welt.

Man sagt, daß es den Biadjoos ganz und gar nicht an der Kenntniß eines höchsten Wesens fehle. Sie beten es unter dem Namen Dewatta an; und da sie glauben, daß dieser Dewatta nicht allein die Welt geschaffen habe, sondern dieselbe auch erhält und regiert, so rufen sie ihm um Glük und Gedeien an. Was sie sich übrigens für einen Begriff von ihm machen, und welche Art von Gottesdienst bei ihnen gebräuchlich sey, finde ich nicht. Aus dem, was von dem Charakter dieser Menschen gesagt wird, sollte man denken, ihr Gott müsse ein finsteres, rachgieriges Wesen seyn. Bei keiner Nation findet man einen größern Hang zu Mord und Rachsucht.

Wenn eine verheirathete Frau Ehebruch begeht, und von ihrem Manne überführt wird, so wird dieser niemals den Ehebrecher selbst ergreifen, sondern sich damit begnügen, zwei oder drei von dessen Sklaven zu ermorden und sich dadurch von aller Schande wieder gesäubert glauben. Die Frau hingegen wird bloß mit Worten, zuweilen aber doch auch mit Schlägen gezüchtiget. Erregt es nicht Grausen, ein ganzes Volk kennen zu lernen, das nach solchen Grundsäzzen lebt! Rache, falscher Religionseifer, Habsucht und Eroberungsgeist sind zwar oft bei gesitteten und ungesitteten Völkern die großen Triebfedern mancher Mordauftritte gewesen. Aber der Siadjoo, der nur arme wehrlose Menschen anfällt, und mit ihren Köpfen als Zeichen seines Muthes pranget; der nie seinen Feind selbst angreift, sondern sich durch die Ermordung unschuldiger Sklaven zu rächen sucht, übertrift doch warlich an Grausamkeit iedes reissende Thier, das nur aus Hunger mordet! Hoffen wir zur Ehre der Menschheit, daß vieles in dieser überhaupt sehr unvollständigen Beschreibung übertrieben sey!

Die Vielweiberei ist nicht bei ihnen eingeführt.

Will sich ein Mann von seiner Frau, über die er sich zu beklagen hat, scheiden lassen, so behält er ihre Kleider und übrigen Schmuk, und läßt sich obendrein noch eine Strafe von zwanzig bis dreißig Realen von ihr bezahlen; beide Theile können sich sodann wieder verheirathen.

Sie erkennen den Sultan von Banjer für ihren Oberherrn, und bezahlen ihm jährlich eine geringe Schazzung an Staubgolde von zwanzig Realen schwer.

Die mehresten Nachrichten von diesem Volke erhielt man durch einen gewissen Herrn Palm, der in Geschäften der holländischen Kompagnie 1779 eine Reise von Pontiana nach Landak machte, und bei dieser Gelegenheit sehr tief ins Land hinein kam, auch zu Landak die Gold- und Diamantenminen besuchte, und auf seiner Rükreise das Glük hatte, einen Orang-Utang der größern

Art, die eigentlich nur auf dieser Insel zu Hause ist, zu bekommen *). Sowohl in den Abhandlungen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia, als auch in seinen Briefen, hat mein Bruder eine ausführliche Beschreibung dieses seltenen Thieres gegeben; es würde daher überflüssig seyn, hier noch einmal davon zu reden.

Ich werde dafür meinen Lesern noch einige Nachrichten von den Diamant- und Goldminen dieser Insel mittheilen.

Bei der Bearbeitung der Diamantminen wird viele Aufmerksamkeit erfodert, um den Boden, in welchen man einschlagen will, vorher gehörig zu untersuchen. Man erkennt die Orte, wo Diamanten zu finden sind, an gewissen kleinen Kieseln, die auf der Oberfläche lie-

*) S. II. Deel der Verhandelingen van het Bataviaasch de Genoot Schap der Kunsten en Wetenschappen, pag. 245. Ingl. die Briefe des Hrn. von Wurmb auf seiner Reise nach Afrika und Ostindien.

gen und gemeiniglich schwarz sind, auch an der gelben Farbe des steinichten Erdbodens. Das allersicherste aber ist, sich der Anweisung der in der Nähe dieser Minen wohnenden Bergvölker zu bedienen. Man hat dabei einen so seltsamen Aberglauben, wie ehedem bei unserem europäischen Bergbau, von der sogenannten Wünschelruthe. Man hält nämlich dafür, daß diese Menschen zu gewissen Zeiten, als um vier Uhr des Morgens, um zwölf Uhr zu Mittage, und um vier Uhr des Nachmittags den Wiederschein, oder die Strahlen der Diamanten aus der Erde könnten hervorleuchten sehen. Von diesen Bergvölkern wird den Diamantengräbern ein Plaz angezeigt, wofür ihnen nicht ehe etwas bezahlt wird, bis es sich wirklich zeigt, daß daselbst die Diamanten zu finden sind. Indessen irren sie sich nicht leicht; welches aber, da sie den Grund und Boden hinlänglich kennen und zu beurtheilen wissen, ganz natürlich zugehen mag.

Der Mensch liebt überall das Wunderbare; hat man doch selbst bei uns Wasserriecher,

deren Geruchsorgane nicht minder fein seyn müßten, als die Sehkraft dieser Insulaner!

An dem von einen solchen Seher angewiesenen Plazze wird nun eine Grube von ohngefähr einer Ruthe ins Quadrat mit einer Art von Brecheisen gemacht; Schaufeln und Hakken kann man in diesem steinichten Boden nicht brauchen. Die losgemachte Erde wird mit Füllkörben herausgenommen, auf einen Haufen geschüttet und von andern Arbeitern, die in einer dazu ausgegrabenen Wassergrube sizzen, erst mit groben, und nachher mit feinern Sieben durchgesiebt; der übrigbleibende Sand in hölzernen Wannen mit dem Wasser, in welchen die Arbeiter sizzen, gesäubert, und noch einmal durchsucht. Findet sich sodann nichts, so werden die Steine und die Erde auf die Seite geworfen. Findet sich aber einige Ausbeute: so geben die stets dabei stehenden Aufseher genau Acht, daß die guten Steine gesammelt, und auf einen Haufen geschüttet werden.

Die Arbeiter erhalten nur eine sehr mäßige Bezahlung dafür. Alle dieienigen Steine, die über fünf Karat wiegen, müssen unmittelbar an den Landesherrn oder Sultan abgeliefert werden. Doch dieß Gesez ist nur für die Einfältigen; denn nichts ist leichter, als solche Steine zu verschlukken, und auf diese Art zu entwenden.

Die Minen werden gerade hinunter, zuweilen wohl bis zu einer Tiefe von zehn Fäden getrieben. Indessen fehlt es den Arbeitern gänzlich an Kenntniß des Bergbaues, sie können sich daher auch in keinem Falle, oder bei der geringsten vorkommenden Schwierigkeit helfen. Die Wände der Gruben werden mit Reißbündeln und Querhölzern vor dem Einstürzen gesichert, welches sich, iedoch besonders bei starken Stürmen nicht selten ereignet. Da sie das Wasser nicht aus den Gruben wissen heraus zu schaffen, so können sie bei starkem Regenwetter nicht arbeiten und müssen dann bis zur troknen Zeit aufhören.

Die einträglichsten Diamantminen sind zu Ambauwaug, über Molucco, in dem Banjermassingschen, und bei Landak und Pontiana. Ausser diesen Minen, die in den Gebirgen liegen, werden auch noch an den Ufern verschiedener Flüsse Diamanten gesucht; aber es kömmt dabei für diejenigen, die sich damit abgeben, so ein elender Verdienst heraus, daß zehn bis zwölf Männer wohl einen ganzen Monat lang graben und suchen können, ehe sie für zwanzig spanische Realen Diamanten finden.

Was die Goldminen anbetrift: so ist die Unkunde der Eingebohrnen in allem, was den Bergbau betrift, ebenfalls Ursache, daß die sonst so reichhaltigen Goldminen nicht hinlänglich benuzt werden.

In den Banjermassingschen findet man das Gold in einer Teufe von drei Faden; die eigentliche Ader ist ein rother Mergel.

Zu Landak ist die Mine ohngefähr zehn Faden tief, und man muß hier so lange graben, bis man auf eine Rinde kömmt, die fast aussieht, wie verfaultes Holz. So lange als man diese Ader, die man den Dekkel der Mine nennt, nicht findet, so ist auch kein Gold zu hoffen.

IV.

C e l e b e s.

Die Insel Celebes, auch Makassar genannt, ist ihrer Lage nach für den Gewürzhandel der Holländer von äusserster Wichtigkeit. Gegen Norden von ihr liegen die Phillippinen, gegen Westen die Sundaischen Inseln, gegen Morgen die Molukken, und gegen Mittag Timor und Java. Sie erstrekt sich vom dritten Grad nördlicher, bis zum fünften Grad südlicher Breite, und liegt ohngefähr unter dem hundert und sechs und dreißigsten Grad der Länge. Sie soll hundert und zwanzig Meilen von Norden nach Süden

lang, und fünf und vierzig Meilen von Morgen nach Abend breit seyn. Raynal sagt: „ihr Diameter betrüge ohngefähr hundert und dreißig Meilen“ und versteht darunter vermuthlich ihre Länge von Norden nach Süden.

Eigentlich heißt der östliche Theil der Insel Celebes, und der westliche Makassar, gewöhnlich aber wird die ganze Insel (besonders von den Holländern) Celebes genannt.

Da sie unter der Linie liegt, so muß freilich die Luft hier sehr heiß seyn. Indessen wird doch die Hizze durch die öftern Regen und frischen Winde sehr abgekühlt; und an den mehresten Orten ist die Luft der Gesundheit der Inwohner nicht nachtheilig.

Der Boden ist größtentheils gebirgig, aber dabei, im Ganzen genommen, fruchtbar. Reiß, Kokosbäume, Mangos, Bananas, Melonen und Citronen wachsen hier gut, und werden, nebst der Baumwollen Staude (Kapas), der

Uby und Batta *) häufig angebauet. Pferde, Rindvieh, Büffel, Hirsche, wilde Schweine, allerhand Gattungen von Vögeln, besonders schöne Papageyen giebt es in Menge. An den Küsten sowohl als in den Flüssen und den Landseen werden Fische im Ueberfluß gefangen.

Die Holländer verkaufen hier Opium, gebrannte Wasser, Lak, grobe und feine Tücher u. s. w. und handeln dafür Reiß, Wachs, Sklaven und Gold ein. Hier, wie in vielen Landstrichen von Afrika, sind die Unglüklichen, die das traurige Loos der Sklaverei trifft, nicht etwa Menschen, die im Kriege gefangen, oder eines Verbrechens halber verkauft würden, sondern mehrentheils solche, die heimlich gestohlen und verhandelt werden. Oftmals machen sich so gar Verwandte kein Bedenken dar-

*) Uby ist eine Wurzel, die zur Speise gebraucht wird, und Batta vielleicht eben die Frucht, die sonst auch Batar genennt wird. Eine Art Buchwaizen, welcher sonst die hauptsächlichste Nahrung der Javaer ausmachte, ehe sie den Reiß kennen lernten.

aus, einander zur Schande der Menschheit das edelste Gut des Lebens, die Freiheit zu rauben.

Die Insel ist volkreich, und allein auf der Küste von Celebes rechnet man beinahe sechs und funfzig tausend Menschen, unter welchen sich siebenzehntausend streitbare Männer befinden.

Es giebt eine Menge kleine Königreiche und Länder auf dieser Insel, die aber größtentheils von den beiden großen Königreichen Makassar und Bony abhängig sind. Auch hat der König von Ternate auf dieser Insel weitläuftige Besizzungen, die fast den ganzen nördlichen und östlichen Theil von Celebes einnehmen.

Die zwei mächtigsten Könige und Bundesgenossen, die sich die Holländer durch die Uebermacht ihrer Waffen auf dieser Insel erwarben, sind der König von Makassar und Bony. Mit Makassar stehen wieder die Könige von

Tello und Sandrabony, und mit Bony, Soping Luhu und Tanette im Bündniß. Einige kleine Reiche, als Wadjo, Mandhaar, u. s. w. sind für sich. Obgleich aber Makassar und Bony Bundesgenossen der Holländer sind, so bleiben sie doch gegen einander immer geschworne Feinde, und dieß ist der holländischen Politik auch nicht zuwider, die bei ihren indischen Niederlassungen von ieher das divide et impera vor Augen hatte, und stets den größten Vortheil aus der Uneinigkeit der morgenländischen Fürsten zog; so wie das Zunehmen und der Wohlstand ihrer Republik in Europa oftmals eine Folge der Streitigkeiten christlicher Mächte gewesen ist.

Das Reich Makassar, oder Goach, liegt auf der westlichen Seite der Insel, und nimmt davon einen großen Theil ein. Der König von Goach und der König von Tello führen beide den königlichen Titel von Makassar, wiewohl ieder sein besonderes Reich hat, und sich nach ihren Residenzen Goach und Tello nennen. Einer alten Tradition zufolge

lassen die Makassaren ihre Regenten, nach dem Beispiele vieler anderer Völker, geradeweges von den Göttern abstammen. Einst trug es sich zu (so lautet die alte Sage), daß nach dem Absterben der ersten Könige dieses Reiches eine schöne Frau mit einer goldenen Kette behangen aus dem Himmel hernieder kam. Diese himmlische Schönheit, Namens Tumanurong-a, erwählten die Makassaren sogleich zu ihrer Königin. Sie vermählte sich nachher mit einem Könige von Bonthain, und gebar, nachdem sie drei Jahre schwanger gewesen war, ein Wunderkind, das gleich nach seiner Geburt gehen und sprechen konnte, dabei aber sehr häßlich von Gestalt war. Man nannte den iungen Prinz Tuma-Salinga-beerang. Als er erwachsen war, brach die goldene Kette, welche seine Mutter mit aus dem Himmel gebracht hatte, in zwei Stükke, worauf die Mutter nebst ihrem Manne verschwand, und ihrem Sohn das Reich nebst der Hälfte der Kette hinterließ. Lange wurde diese Kette, von der man behauptete, daß sie bald leicht, bald schwer, bald hoch, bald blaß

von Farbe werde, als eines der schäzbarsten Reichskleinodien verwahrt, bis sie in den großen Kriegesunruhen, die gegen die Mitte dieses Jahrhunderts (nach christlicher Zeitrechnung) in diesem Reiche entstanden, nebst mehreren Kostbarkeiten verlohren gieng. Dieser Tuma-Salingabeerang wird als der Anherr aller Könige von Goach angesehen.

Die Holländer haben mit diesen Königen viel zu thun gehabt, ehe sie sich in ihrem Reiche festsezzen konnten. Im Jahr 1778 wurde die Hauptstadt Goach erobert und verwüstet, und 1781 der gegenwärtige König Puduka Siri, Sultan Abdal Hadia, von der Regierung zu Batavia auf den Thron gesezt. Der König von Goach regiert keinesweges unumschränkt, sondern ist den Gesezzen des Landes unterworfen und verbunden, sich genau daran zu halten. Ohne die Einwilligung seiner Reichsräthe kann er nichts unternehmen; Verbrechen darf er nicht nach seiner Willkühr bestrafen, sondern muß nach den Gesezzen richten. Er hat seine geheimen Räthe, die To-

nulalangs genannt werden, und iede Negerei hat wieder ein besonderes Oberhaupt, mit dem Titel Galarang. Hier könnten also unsere europäischen Konstitutionsmacher ein Land finden, wo die Gesezze über den König sind! —

Schon zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts kamen die Portugiesen hier an, und erhielten von dem damals regierenden Könige die Erlaubniß, sich hier niederzulassen. Sein Nachfolger führte die iezt gebräuchlichen Maaße und Gewichte ein; ließ die Preise der Waaren fest sezzen, Schiesspulver machen und das erste grobe Geschüz auf die Wälle von Goach bringen. Auch erlaubte er den Maleyern, nicht nur in seinem Reiche zu wohnen, sondern auch einen muhamedanischen Tempel zu erbauen. Diese Religion fand hier so vielen Eingang, daß ohngefähr um das Jahr 1588 eine Gesellschaft nach Mecca geschikt wurde, um von daher einen Hadja, oder Priester, zu holen, der die Makassaren in der Religion unterrichten könnte. Diese Religion wurde hernach 1603,

unter Sultan Allahudier im ganzen Reiche angenommen.

Vielleicht ist dieser Allahudien eben der König von Celebes, von welchem Raynal folgende Geschichte erzählt:

Ohngefähr vor zweihundert Jahren suchten einige Christen und Muhamedaner ihre Religion auf der Insel Celebes zu verbreiten. Der vornehmste König dieser Insel, der die Ungereimtheiten der bisherigen heidnischen Landesreligion wohl einsah, und zugleich durch die schrekliche Zukunft, mit welcher ihm die beiden Religionen droheten, im Fall er bei seinem Gözzendienste beharrete, in Furcht versezt wurde, wußte in der Angst seines Herzens nicht, zu welcher er sich wenden sollte. Er berief daher eine allgemeine Volksversammlung, und stieg an dem bestimmten Tage auf einen erhabenen Ort, wo er stehend, und mit ausgebreiteten Händen das höchste Wesen mit folgenden Worten anrief: „Großer Gott! Ich werfe „mich in diesem Augenblikke nicht zu deinen

„Füßen nieder, weil ich nicht deine Gnade an„flehe, sondern von dir etwas fordere, das mir „deine Gerechtigkeit nicht versagen kann! Zwei „freinde, und in ihren Religionen so ganz ver„schiedene Nationen kommen in mein Land, und „erfüllen mein Herz und die Herzen meiner Un„terthanen mit Unruhe und Schrekken. Sie „betheuern mir, daß du mich ewig strafen wür„dest, wenn ich deinen Gesezzen ungehorsam „wäre. Mit Recht kann ich also verlangen, „daß du mir diese Gesezze bekannt machen mö„gest! Ich verlange nicht, daß du mir die un„durchdringlichen Geheimnisse, in welche dein „Wesen verhüllt ist, offenbaren sollst: sie sind „mir unnüzze. Ich bin bloß hier mit meinem „Volke versammlet, um dich zu fragen: was „du von uns forderst? — Rede, o mein „Gott! du bist der Schöpfer der ganzen Natur, „du siehest in das Innerste unserer Herzen, und „weißt, daß darinnen kein Gedanke von Unge„horsam gegen dich emporsteigt! Wenn du es „aber verschmähest, dich Sterblichen zu offen„baren, wenn du es deinem erhabenen Wesen „unwürdig findest, den Menschen in menschlicher

„Sprache von seinen Pflichten zu belehren, so „nehme ich meine ganze Nation, die Sonne, „welche uns leuchtet, die Erde, die uns trägt, „die Gewässer, die meine Staaten umfließen, „und dich selbst zum Zeugen, daß ich mit aller „Aufrichtigkeit meines Herzens deinen Willen „zu erforschen suchte, und ich bezeige dir an dem „heutigen Tage, daß ich die ersten Diener der „einen oder der andern Religion, die du in un- „sern Häfen wirst ankommen lassen, als die wah- „ren Besizzer deiner heiligen Geheimnisse be- „trachten werde. Die Winde und Wellen sind „die Diener deiner Allmacht, laß sie auch iezt „die Verkündiger deines Willens seyn. Sollte „ich bei der Aufrichtigkeit, mit welcher ich iezt „die Wahrheit suche, unglüklicherweise den Irr- „thum ergreifen, so würde mein Gewissen mir „keine Vorwürfe machen können, denn du selbst „hättest mich dazu verleitet."

Welch ein Gebet! wer wird zur Ehre der Menschheit nicht wünschen, daß es keine bloße Dichtung seyn möge! Raynal führt weiter keinen Gewährsmann davon an. Er sagt nur,

daß das Volk nach Endigung desselben aus einander gegangen sey, mit dem Entschlusse, die Religion derjenigen Priester anzunehmen, die sich zuerst auf ihrer Insel zeigen würden. Die Apostel des Alkorans kamen den christlichen Missionarien zuvor, und der König ließ sich nebst seinem ganzen Volke beschneiden. Die übrigen Reiche der Insel folgten bald ihrem Beispiele. Indessen haben sich doch nachher so wohl Portugiesen als Engländer auf der Insel niedergelassen. Die Holländer aber, die keine Lust hatten, diese Insel, als den wahren Schlüssel zu ihren Gewürzinseln, in fremde Hände fallen zu lassen, haben alle mögliche Mittel, die man sich in Indien erlaubt, angewandt, um ihre Nebenbuhler zu verdrängen. Es gelang ihnen dadurch, sich des Hafens und der Feste von Makassar zu bemächtigen, und von diesem Zeitpunkte an waren sie Meister von der Insel, ohne sie eigentlich erobert zu haben.

Wir werden weiter unten von den eigentlichen Besizzungen der holländischen Kompagnie und

der Abhängigkeit, in der sie die verschiedenen Könige von sich zu erhalten weiß, reden.

Das Königreich Bony, welches am westlichen Ufer des Meerbusens, der deshalb der Bonysche Meerbusen genannt wird, liegt, ist das zweite beträchtliche Reich auf dieser Insel. Mit ihm sind die kleineren Königreiche Soping und Luhu sehr genau verbunden. Um den Makassarn keinen Vorzug zu lassen, so leiten die Bonyschen Regenten ebenfalls ihren Ursprung von den Göttern her. Der erste König soll geradesweges vom Himmel herab gekommen seyn, und den Namen Matta-Solompo-E (der Allsehende) geführt haben. Nachdem dieser König vierzig Jahre regiert und seinem Sohne das Reich übergeben hatte, fuhr er nebst seiner Frau wieder gen Himmel. Aber ohnerachtet dieser gemeinschaftlichen Abstammung ihrer Regenten vom Göttergeschlechte sind die Makassarn und Bonyer doch stets geschworne Feinde, und ihre immerwährenden Streitigkeiten haben viel dazu beigetragen, daß die Holländer, die sich, nach-

dem es ihr Interesse erforderte, bald der einen, bald der andern Parthie annahmen, Meister auf der Insel wurden.

Gegenwärtig sind die Bonyer oder Bougineesen das mächtigste Volk auf der Insel, so wie es vor hundert Jahren die Makassarn waren.

Die Bougineesen sind von mittler Statur, untersezt und braun von Farbe, die iedoch etwas ins Helle fällt. Man findet sogar, (besonders unter dem weiblichen Geschlechte) Gesichter, die fast ganz weiß sind. Ueberhaupt ist ihre Gesichtsbildung sehr gut, nur die Nase ist etwas eingedrükt.

Die Makassarn sind größer von Statur, sehen männlicher und kriegerischer aus, sind auch herzhafter und dabei Feinde von Verrätherei. Da hingegen die Bonyer ihre Gegenparthie nie öffentlich angreifen, sondern nur verrätherischer Weise anzufallen suchen. Selbst derienige, der ihnen nie etwas zu Leide

gethan hat, ist nicht sicher dafür, ermordet zu werden, wenn es nur auf eine heimliche Art geschehen kann; und sollten sie es bloß aus der Ursache thun: um, wie sie sagen, die Güte ihrer Crisse zu versuchen. Schon mancher Europäer und Makassar wurde das Opfer dieser ihrer Mordlust. Ihre Crisse und Assagayen sind mehrentheils vergiftet, so wie auch die kleinen Pfeilchen, die sie aus Blasröhren in einer ziemlichen Weite auf ihre Feinde schiessen können.

Ihre Kleidung bestehet in einem Stük rothen oder blauen Cattun, welches sie um den Leib winden und zwischen den Beinen durchziehen. Mit dem Oberleibe gehen sie nakkend. Auf dem Kopf haben sie ebenfalls ein Stük Cattun, wie ein Schnupftuch, mit welchem sie ihre Haare, die sehr lang und pechschwarz sind, bedekken. An andern Theilen des Leibes lassen weder Männer noch Weiber Haare wachsen, sondern reissen es, so bald als sich nur eins zeigt, nach der Weise der Muhamedaner in Indien, mit sammt der Wurzel aus.

Ihre Nahrung bestehet größtentheils in Reiß, Fisch und Pisang; und ihr Getränke in Wasser, wiewohl sie auch Sagueer oder Palmenwein haben.

Die Bonyschen Frauen sind durchgehends schöner als die von andern indischen Völkerschaften. Man findet sogar welche unter ihnen, die selbst in Europa für Schönheiten gelten würden, wenn ihre Gesichtsfarbe die blühende weiß und rothe Mischung der unsrigen hätte. Sie sind ausserordentlich verliebter Natur, und fähig, alles zu unternehmen, um ihre Neigungen zu befriedigen.

Die muhamedanische Religion, welche auch hier durchgängig eingeführt ist, erlaubt den Bonyern vier rechtmäßige Weiber zu haben, so bald sie sie ernähren können. Sind aber die Eheleute nicht mit einander zufrieden, so können sie sich eben so leicht wieder scheiden, als sie zusammen kamen. Bei ihren Begräbnissen machen sie nicht viel Umstände. Die Leiche wird in ein Stük weisses Linnen gewikkelt,

kelt, und so in das Grab gelegt. Auf dieses werden einige wohlriechende Blumen gestreuet, und zum Kopf und Füßen zwei Steine aufgerichtet.

Die Bonyer haben eine Art von Kartenspiel, das sie vermuthlich den Portugiesen abgelernt haben. Es hat viel übereinkommendes mit dem Tarocco, doch sind die zwei und zwanzig Tarocs nicht in ihrer Karte. Die vier Farben heissen Spada, datudyens Caso Stokke, Copas-Cousel und Boelang-Rosy.

Ich werde die übrigen kleinen Reiche auf dieser Insel nicht anführen. Es kann den Leser wenig interessiren, ihre Namen zu wissen. Von den eigentlichen Besizzungen der holländischen Kompagnie aber werde ich desto ausführlicher reden.

Da die Holländer wohl einsehen, wie wichtig diese Insel, besonders für ihren Gewürzhandel ist, so haben sie auch auf alle Art gesucht, sich darauf fest zu sezzen, und dieß selbst

mit einem jährlichen Kostenaufwand, der den Ertrag der Einkünfte des Handels auf Celebes um ein Beträchtliches übersteigt. Raynal giebt ihn zu 165000 Liver an *), und wenn man bloß das starke Personale dieses Gouvernements in Erwägung zieht, so scheint diese Angabe wirklich nicht übertrieben zu seyn.

Die Kompagnie erhält auf Celebes allein an Oberbedienten:

Einen Gouverneur, als das Oberhaupt des ganzen Gouvernements von Makasser.

Einen Oberkaufmann (opperkoopman) als zweites Oberhaupt.

Einen Kaufmann (koopman), als Fiskal.

Sieben Unterkaufleute (onderkooplieden), die theils Residenten der verschiedenen Posten, theils als Sekretäre des Gouverneurs und in andern Verrichtungen angestellt sind.

Sechs Buchhalters (Boekhouders).

*) 41250 Rthlr.

Zwei reformirte Prediger (Predikanten).

Einen Kapitain.

Einen Kapitain Lieutenant.

Einen Lieutenant von der Artillerie, und

Einen Lieutenant von der Infanterie.

Vier Fähndriche.

Zwei Oberwundärzte.

Einen Equipagemeister.

Das Gouvernement von Makasser hat indessen nur diejenigen Komtore der Kompagnie unter seiner Aufsicht, die auf der Westküste von Celebes oder der eigentlichen Küste von Makasser liegen. Die Komtore auf der Ostküste, oder dem eigentlichen Celebes, stehen unter dem Gouverneur von Ternate.

Das Kastel Rotterdam, welches in dem Reiche Makasser unter dem 5. Grade 7 Min. südlicher Breite, und 136 Grade 50 Min. der Länge liegt, ist die Hauptresidenz der holländischen Kompagnie. Dieß Kastel wurde

noch von den Makassern, mit Hülfe der Portugiesen, erbauet, und ist nachher von den Holländern noch mehr befestigt und verschönert worden. Seit einigen Jahren wurde hier eine neue und im guten Geschmake angelegte holländische Kirche erbauet, die zweihundert Menschen fassen kann.

Die Mauern der Festung selbst sind hoch und stark von lauter Felssteinen aufgeführt.

Wenn man zum Landthor hinaus gehet, so kömmt man in eine große Ebene, auf deren Nordseite das Dorf Vlaardingen liegt. Dieß ist ein ansehnlicher Ort, wo die mehresten Europäer wohnen. Die geräumigen und mit schönen Häusern gezierten Straßen durchschneiden einander alle in rechten Winkeln, und laufen in geraden Linien nach den vier Himmelsgegenden. Am Ende der einen stehet das Waisenhaus, ein großes Gebäude. Die Sinesen wohnen alle beisammen in einer Straße, die deswegen die sinesische Straße genannt wird. Vlaardingen verdient eher eine Stadt, als

eine Negerei zu heissen. Der Ort ist mit Staketen umgeben und hat Thore, die des Nachts geschlossen werden. Ausserhalb denselben gegen Süden stehet eine Reihe Gebäude, darunter iezt auch die Wohnung des Gouverneurs ist.

Nicht weit von Vlaardingen liegen noch einige Orte (Campongs), in diesen wohnen Inländer und auch einige Europäer.

Die Rhede von Makasser ist eine der schönsten in Indien, und dabei in allen Jahrszeiten sehr sicher. Die Gegend selbst ist sehr angenehm. Es ist eine weite Ebene von sieben bis acht Stunden, in der man, so weit das Auge reicht, nichts als Reißfelder und Wiesen siehet, die durch kleine Bäche gewässert werden. Das Malerische dieser Landschaft wird durch kleine Gebüsche und Gruppen von schattengebenden und früchtetragenden Bäumen erhöhet. Gegen Osten wird sie von einem hohen Gebirge begrenzt, welches diesen Theil von Celebes gegen Westen von Bony, und gegen Süden von dem Golf von Tomini in zwei Theile

theilt, und der Berg von Bonthain genannt wird, weil dieser Landstrich gegen Süden zu an demselben liegt.

Die Jahrszeiten, die man in Indien Mussons nennt, sind hier völlig mit denen auf Java gleich. Die Südost-Musson dauert vom Mai bis November, und ist die gute. Die Norstwest-Musson vom November bis zum Mai ist die schlechte. In der ersten hat man allzeit hellen Himmel und troknes Wetter; in der andern starke anhaltende Winde und häufigen Regen. Sonderbar ist es dabei, daß gegen Osten des obgedachten Gebirges von Bonthain, iust das Gegentheil statt findet; denn, wenn in der Südost-Musson, auf der Westseite des Berges, das schönste Wetter ist: so hat man auf seiner Ostseite nichts als Windstürme und Regengüsse; so, daß Sommer und Winter hier in einer Entfernung von nicht mehr als acht Stunden an einander grenzen. Die vornehmsten Produkte sind Reiß und Baumwolle. Der Reiß kömmt aber dem Javaischen an Güte nicht

gleich. Hingegen ist der Cattun der beste in ganz Indien. Man verfertigt daraus hier sehr viele Kleidchen und Sarongs.

Die Kompagnie besizt das Kastel Rotterdam, in der Landessprache Adjong Pandang, nebst den dazu gehörigen Orten und Ländereien, vermöge eines Vertrages, den sie mit dem Fürsten zu Celebes errichtete. Da aber, vielleicht nach der Politik beider Theile, die Grenzen dieser Besizzungen nicht recht fest bestimmt wurden, so sucht die holländische Kompagnie sie immer so weit, als möglich, auszudehnen, und die Makasser im Gegentheil sie stets zu verengen.

Von hier nach Norden zu besizt die Kompagnie einige Halbinseln, und wieder einen großen ebenen Landstrich, der wegen seiner Fruchtbarkeit für die eigentliche Fruchtkammer von ganz Celebes gehalten wird. Sodann die Orte, welche zwischen dieser Ebene und dem Gebirge liegen, und noch viele Bergnegereien. Diese Orte grenzen unmittelbar an einander,

und haben gegen Westen die See, gegen Norden die Reiche Tanette und Maros, gegen Morgen Tamari, und gegen Mittag das Königreich Makasser. Ihre Inwohner sind nach vielfältigen Versuchen, öftern Abfällen und Wiedereroberungen, endlich 1738 gänzlich bezwungen worden.

Ueber alle diese Provinzen hat ein unter dem Gouverneur von Celebes stehender Unterkaufmann die Aufsicht. Seine Residenz ist die in der Provinz Maras liegende Schanze Valkenburg, in der Regerei Surierang. Die Anzahl der unter ihm stehenden Regereien beläuft sich auf dreihundert und siebenzig.

Es werden zwar auch über alle diese verschiedene Länder und Orte inländische Regenten, die gewöhnlich aus den nächsten Verwandten der Verstorbenen genommen sind, angestellt. Sie müssen aber jedesmal von dem Gouverneur und Rathe zu Makasser, der hohen Regierung zu Batavia zur Bestätigung in

ihren Würden, vorgetragen werden; sie führen mehrentheils den Titel Crain (Prinz).

Der größte Theil der Bewohner dieser Ebenen sind Bonyer, und sehr fleißige Akkerleute. Der König von Bony ernennet zwar ein besonderes Oberhaupt über sie, indessen werden sie wie die andern Unterthanen der Kompagnie angesehen und sind ebenfalls der Abgabe des Zehnten bei ihrem Reißbaue unterworfen *).

Die übrigen Landschaften, die zwischen diesen Ebenen und dem Gebirge liegen, haben auch ihre eigenen Regenten, welche von der Kompagnie eingesezt werden, und den Titel Crain, mit dem Zunahmen der Negerei, die sie regieren, erhalten. Unter diesen Crains stehen wieder verschiedene Galarongs oder

*) Die für diese armen Menschen so drükkende Art der Einnahme des Zehnten hat der Baron von Wollzogen beschrieben. S. Briefe des Hrn. von Wurmb und des Baron von Wollzogen auf ihren Reisen nach Afrika u. Ostindien. Seite 347.

Dorfrichter. Der Baron von Wollzogen gedenket in seinen Briefen der Dorfvorsteher, unter dem Namen Janniny; vielleicht werden darunter eben diese Galarongs verstanden, oder auch wohl noch eine Art Unterrichter.

Die Inwohner leben übrigens ruhig bei ihren eigenen Gesezzen und Gottesdienste, und verrichten die der Kompagnie, als ihrem Oberherren, schuldigen Dienste pünktlich genug. Damit ist auch die Kompagnie völlig zufrieden, denn mit Verbesserungen der Landesgesezze und der Aufklärung in Religionssachen befassen sich die Holländer in ihren Niederlassungen nicht leicht.

Die Negereien in dem Gebirge liefern das nöthige Brenn- und Bauholz, besonders die Palisaden, deren man für das Kastel Rotterdam benöthigt ist.

Gegen Süden von diesem Kastel, an dem westlichen Strande, besizt die Kompagnie die kleinen Landschaften Pulembankieng und

Galißong, in dem eigentlichen makasserischen Reiche. Sie wurden bereits im Jahre 1667 erobert. Die Inwohner dieser beiden Regentenschaften sind gute Soldaten, und besonders werden die Galißonger für die besten Seeleute gehalten. Sie sind verpflichtet, so oft als die Kompagnie hier Seevolk braucht, für die blosse Beköstigung zu dienen.

Zu Galißong gehören auch noch das Eiland Tannakeke und die kleinen Inseln die drei Gebrüder; die, so wie alle übrigen, die längst dem westlichen Strande von der Spizze von Turatta bis nach Tanete zu liegen, der Kompagnie unterworfen sind. Viele dieser Inseln sind unbewohnt, verschiedene werden von Unterthanen der Kompagnie und einige wenige von Boniern bewohnt.

An dem südlichen und östlichen Ufer der Bonyschen Bucht besizt die Kompagnie die Königreiche Bonthain, Bulecomba und Bara nebst den untergehörigen Ländern:

Bonthain hat gegen Westen den Fluß Timo, der dieses Reich von Taratta scheidet. Gegen Norden das Gebirge, welches von ihm den Namen hat: Gegen Osten den Fluß Kalekongang, und gegen Süden die See.

Vor Alters gehörte dieß Reich unter die Bundesgenossen von Makasser; nachdem es aber zu zwei verschiedenenmalen durch die Waffen der Kompagnie erobert worden, blieb es endlich, zu Folge des berühmten Vergleichs, gewöhnlich der Bonysche Contrakt genannt, ein Eigenthum der Kompagnie. Es liegt in einem sehr angenehmen Landstrich, und ist besonders fruchtbar an Reiß. Die Bay, an die es stößt, ist geräumig und für große und kleine Schiffe bequem. Die Inwohner sind nebst denen von Bulecomba und Bera, die bestgesinntesten und friedlichsten Unterthanen der Kompagnie auf Celebes.

Anfänglich ließ die Kompagnie dieses Reich durch einen besondern König oder Radja regie-

ren; gegenwärtig aber sind nur zwei mindere Regenten, die bloß Craines genannt werden, angestellt, die noch verschiedene Galarongs unter sich haben. Jedoch stehen sie sämmtlich unter dem Residenten der Kompagnie, der auch Bulecomba unter seiner Aufsicht hat.

Bulecomba war ebenfalls vor Alters ein besonderes Königreich. Es erstrekt sich von dem Flusse Kalekongang, der es von Bonthain scheidet, bis an Bera, oder den Fluß Banpang, der zwischen beiden durchfließt. Gegen Norden hat es das Gebirge Kyndang, und gegen Süden die See.

Das Land ist fruchtbar, trägt guten Reiß, hat große Waldungen und viel Wildpreth; das Holz aber ist nicht tauglich zum Bauen. In der Westmusson ist die Rhede von Bulecomba gefährlich für große Schiffe; kleine Fahrzeuge können sich bei hohem Wasser in dem Fluß Kalekongang oder Calecon-kong hinauf legen. An der Mündung dieses

Flusses liegt die mit Palisaden umgebene Schanze Carolina, worinne der Resident seine Wohnung hat.

Unter der Aufsicht dieses Residenten, der allzeit ein Unterkaufmann ist, steht auch die Landschaft Bira. Sie erstrekt sich von dem Flusse Bampang ostwärts, längst der Seeküste, bis zu der Spizze von Lassim *), und von da nordwärts bis an die Spizze von Cadjang. Landwärts ein grenzt sie an Bulecombo, Tourang und Cadjang. Auch diese ganze Landschaft wurde der holländischen Kompagnie bei dem Bonyschen Traktat abgetreten.

Es ist ein steinichtes Land, das seinen Bewohnern nichts giebt als Uby, eine Art Wurzeln, deren sich die Inwohner statt des Reißes oder Brodes bedienen. Reiß wird von Bulecomba oder von Bima hierher gebracht. Das Land hat einige Waldungen, worinne

*) In den holländischen Karten Lassoa.

viel gutes Zimmerholz geschlagen wird. Ehedem war hier der vornehmste Zimmerplaz der Makassern, aber die Wälder in Indien werden wie die in allen andern Weltgegenden immer lichter.

Die Inwohner sind gute See- und Landsoldaten. Die Reichsten unter ihnen legen sich auf den Handel, und die ärmern nähren sich mit Zimmern von Fahrzeugen, oder der Verfertigung grober cattunen Kleider. Die Baumwolle kömmt hier noch so ziemlich gut fort, und die Inwohner entrichten davon jährlich eine geringe Abgabe an die Kompagnie.

Diese Landschaft hat zehn Regenten, davon der Vornehmste Crain Bira ist. Alle diese Regenten versammlen sich einmal des Jahrs in dem Kastel, um den gehörigen Tribut einzuliefern.

Das Eiland Saleyer liegt gegen Süden, zwei starke Meilen von der Spizze von Lassem. Die drei kleinen Inseln Bugeru-

nes liegen dazwischen *). Um Saleyer herum liegen noch verschiedene Inselchen, davon nur zwei bewohnt sind.

Saleyer ist sehr bergicht und voller großen Wälder, darinne sich eine Menge Hirsche aufhalten. Die Inwohner bauen zu ihrer Nahrung Uby und Batta. Aus der hier wachsenden Baumwolle werden viele weiß- und blaugestreifte grobe Kleider verfertigt.

Die Insel wird von vierzehn Regenten regiert, die sich jährlich im Monat Oktober in dem Kastel Rotterdam nebst dreihundert Insulanern einfinden müssen. So wohl um die gewöhnlichen Dienste zu thun, als auch die Streitigkeiten, die sie etwa unter einander haben, durch die holländische Regierung schlichten zu lassen.

Es ist ein feigherziges, niederträchtiges Volk, dabei aber so zanksüchtig und boshaft, daß

*) Boezeroens (Buseruns) von den Seefahrern genannt.

daß wenn ihnen ihr Wille nicht gethan wird, sich sogleich ganze Familien aufmachen und in ein ander Land ziehen.

Die Kompagnie hat hier einen Residenten, der in dem Fort Defensiòn (defensie) wohnt.

Bei der Insel Celebes liegen noch verschiedene kleinere Inseln: als Floris, Sumbauwa Lambak, Bali &c. die zum Theil unter dem Schuzze der Kompagnie stehen und von den Javaern, besonders von den auf Java wohnenden Sinesen des Handels wegen besucht werden.

Auf der Insel Floris haben die Portugiesen noch das Fort Larantuka, und treiben hier ungestört ihren Handel.

Ich übergehe, wie schon gesagt, alle andere kleine Reiche, die auf Celebes sich befinden. Es kann dem Leser wenig frommen, die Namen davon zu wissen. Eine Beschreibung der Goldminen dieser Insel, und die Art, wie man es hier einsammlet, wird interessanter für ihn seyn.

Die Bearbeitung der Bergwerke und die Gewinnung der edlen Metalle überhaupt wird in ganz Ostindien auf eine sehr nachlässige und unvollkommene Art betrieben. Hieran ist theils die Unkunde der Bewohner iener Gegenden in allem, was zum Bergbau gehört, theils ihre natürliche Faulheit Schuld.

Ueberhaupt ist es nicht zu verwundern, daß Menschen, die in einem so milden Klima leben, und so wenig Bedürfnisse haben, eben nicht sehr geneigt sind, die Eingeweide der Erde mühsam zu durchwühlen, um daraus ein Metall zu holen, das ihnen der goldgierige Europäer sogleich abzupressen weiß; oder das ihnen ihre eigenen Regenten größtentheils abnehmen. Legt sich ia hier und da der Indianer aus Zwang oder aus Bedürfniß auf das Graben oder Einsammlen des Goldes, so wird er doch nie mit der gehörigen Einsicht und Betriebsamkeit zu Werke gehen, sondern sich mit demienigen begnügen, was er ohne vieles Nachdenken am geschwindesten zu seiner Nothdurft erhalten kann. Dieß ist auch die Art, wie die In-

wohner derjenigen Orte auf Celebes, wo Gold gefunden wird, verfahren.

Sie gewinnen das Gold mehr durch Einsammlung der durch das Wasser abgespülten Goldkörner, oder durch das Auswaschen derselben aus dem Sande, welchen sie aus den Gruben holen, als durch gehörige Bearbeitung der Goldminen.

Die goldreichen Gebirge auf der Insel Celebes nehmen ihren Anfang auf der Höhe der südlichen Seite von Bulang, und an der nördlichen Seite von Kotta-Buna, oder Mogondo, und laufen von da bis Dondo an die Südwest- und Tamperana an die Nordwestseite in die Bucht von Tomini. An allen Orten zwischen obgedachten beiden Landstrichen wird mehr oder weniger Gold gefunden. Da, wo die Küste von Celebes so schmal wird, und so niedrige Gebirge hat, daß man ohne sich zu ermüden in einem halben Tage von einer Seite des Strandes zur andern kommen kann, endigen sich auch die gold-

ergiebigen Gebirge, und man findet auf der ganzen andern Seite der Küste bis nach Makassar zu, keine einzige Goldmine mehr.

Es würden ausser den schon entdekten Goldminen gewiß noch viel mehrere aufzufinden seyn, wenn es nicht an Arbeitern fehlte, weil die Negereien in diesen goldreichen Gebirgen sehr schlecht bevölkert sind. Eine andere Ursache, daß diese Schäzze so nachlässig benuzt werden, liegt in dem abscheulichen Aberglauben dieser Menschen. Nie werden sie es wagen an einem Orte, wo sie eine reiche Ausbeute vermuthen, nachzugraben, ohne vorher einen sogenannten Wahrsager ganz alleine dahin zu senden, der vorher ihr Glük oder Unglük erforschen muß.

Die ganze Kunst dieses Wahrsagers (Talenga in ihrer Sprache), besteht darinne: daß er auf die Stimme eines gewissen Vogels Acht habe, und daraus folgende Fragen zu beantworten wisse: Ob an einem solchen Orte reichlich Gold werde zu finden seyn? Ob die

Arbeiter krank werden? Ob es viele Berggeister da gebe, welche die Arbeiter verhindern, oder das Gold vor ihren Augen verbergen? u. s. w. Hat der Vogel auf alle diese Fragen eine gewünschte Antwort ertheilt, denn muß der Wahrsager erstlich durch allerhand Opfer die Schuzgeister dieser Orte zu gewinnen suchen, und nachher dürfen fürs erste nur einige wenige Goldgräber die Arbeit anfangen, die nach so viel Monaten oder Tagen, als es dem Vogel beliebt hat zu bestimmen, vermehrt werden. Giebt der Vogel aber nur auf eine einzige Frage eine ungünstige Antwort, so wird sich niemand unterstehen, auch nur ein Loch einer Spanne tief an einem solchen Ort zu graben. Manche reiche Mine bleibt daher ungebauet liegen, weil der prophetische Vogel oder der Herr Talanga eben nicht bei guter Laune waren.

Sind die Arbeiter auf dem Plaz angelanget, wo sie auf Anweisung des Talanga nach Gold graben können, so berathschlagen sie sich erstlich noch einmal mit dem Vogel: auf wel-

cher Stelle sie eigentlich einschlagen sollen? Ist dieß geschehen, so ist ihr erstes Unternehmen, Wasser an den Ort zu leiten, denn ohne Wasser können sie schlechterdings nicht arbeiten, weil sie dadurch die Erde und den Thon aus der Grube wegschlemmen, damit die Steine und der feine Sand, in welchem das Gold enthalten ist, allein übrig bleiben. Leidet es die Lage des Ortes nicht, daß das Wasser auf der Erde hin kann geleitet werden, so machen sie Rinnen von ausgehöhlten Wakka-Bäumen, die sie mit andern Bäumen unterstüzzen. Haben sie das Wasser bis an die Stelle, wo die Mine angelegt werden soll, geleitet, so machen sie nun eine Grube von zwanzig, dreißig bis vierzig Fuß ins Gevierte, nachdem viel Arbeiter vorhanden sind. Zuweilen sind deren acht, zehn bis zwölf beisammen. So lange das Wasser aus dieser noch abfließen kann, so lassen sie alle Erde durch das hinein laufende Wasser heraus spülen, indem sie die Erde in der Grube beständig auflokkern und umrühren.

Ist die Grube so tief geworden, daß das Wasser nicht mehr kann ablaufen, so müssen sie es ausschöpfen und zwar so lange, bis sie auf die Steine kommen. Diese waschen sie reine ab und mauren damit die Grube aus, indem sie die Steine, iedoch ohne Kalch, ordentlich über einander sezzen und dadurch eine Art von Mauer machen, die das Einschiessen der Erde verhindert. Wird die Grube sehr tief, so befestigen sie diese Steine auch wohl mit Bretern oder Balken. Man findet Steine von drei, vier bis fünfhundert Pfund, die diese arme Menschen ohne alle andere Werkzeuge, als einige Hebebäume, mit den bloßen Händen aus den Gruben herausarbeiten müssen.

Wenn nun alle Erde, Thon, Schlamm und Steine aus der Grube herausgeschaft ist, und sich ein schwarzer Sand zeigt, so ist dieß das sicherste Kennzeichen, daß Gold vorhanden ist.

Diesen Sand schöpfen sie in besonders dazu verfertigte kleine Mollen, sezzen sich damit ans Wasser und nehmen eine Hand voll nach der

andern auf einen kleinen runden hölzernen Teller, den sie Dulang nennen. Ein solcher Dulang hat ohngefähr achtzehn Zoll im Diameter, ist in der Mitte etwas hohl und dikker als am Rande. Recht in der Mitten ist eine Vertiefung, die mit einem kleinen Dekkel von Holz kann zugemacht werden. Wenn nun aller Grundsand durch das Wasser, unter beständigem Umrühren mit den Händen, von den Dulang abgespült worden ist, so bleibt das Gold, welches seiner Schwere wegen nicht leicht mit abfließt, liegen, und wird in der gedachten Vertiefung des Dulangs verwahrt. Wenn nichts mehr hinein geht, so nehmen sie das aufgesammelte Gold heraus, halten es in einer Kokosschale so lange übers Feuer, bis es trokken ist, da sie alsdann den zurükgebliebenen Sand noch, so gut sie können, abblasen, und das reine Gold aufheben.

Wenn sie an einem Hügel oder Berg arbeiten, der dichte an einem Flusse liegt, so bedienen sie sich einer andern Art, das Gold zu gewinnen. Sie machen in diesem Falle an der

Seite des Flusses eine Grube, leiten so viel Wasser, als sie nöthig haben, dahin, und bringen die ausgegrabene Erde hinein, wo sie ebenfalls von dem Wasser, bis auf den mit Gold vermischten schwarzen Sand, weggespült wird, welchen sie sodann auf obenbeschriebene Art auf ihren Dubangs auswaschen.

Dieß ist die leichteste Art Gold zu graben; so lange sie an einem goldreichen Orte möglich ist, wird nie auf eine andere Art gearbeitet.

Sie haben zwar noch eine andere Art Gold zu sammlen, sie ist aber nur bei neuentdekten Minen gebräuchlich. Dieser zu Folge gehen sie mit einem Körbchen auf dem Rükken, und einem Eisen, das wie ein dikker Meißel aussiehet, und einen hölzernen Stiel hat, an den Flüssen herum und durchsuchen die Spalte und Risse der Klippen, wo sie zuweilen ganze Stükken Gold von zwei, drei und mehr Realen am Gewichte finden.

Uebrigens ist die Art Gold zu graben in allen Minen und bei allen Völkern auf dieser

Küste eine und dieselbe. Nur in Absicht der Tiefe der Gruben ist ein Unterschied. An manchen Orten ist es kaum nöthig, zehn bis zwölf Fuß tief zu graben, da hingegen an andern die Gruben zwölf und mehrere Faden tief geführt, und mit Bretern und Balken unterstüzt werden müssen. Die Werkzeuge, welche sie in den Goldminen gebrauchen, bestehen bloß in einem länglichten Eisen, fast wie ein Brecheisen. Ohngefähr anderthalb Fuß lang und zwei Zoll dik ins Gevierte. Vorne ist es spizzig und scharf, hinten aber mit einem Oehre versehen, in welches ein hölzerner Stiel, ohngefähr einer Klafter lang gestekt wird. Die es haben oder bezahlen können, führen noch einen Haaken von Eisen, fast wie ein Feuerhaaken mit einem kurzen hölzernen Stiele bei sich, mit welchem sie die Erde unter den Steinen auflokkern und umrühren. Ein Beil oder ein Hakmesser, und der oben beschriebene Dulang, den sich ieder selbst verfertigt, nebst einer Goldwaage, machen übrigens die ganze Geräthschaft aus.

Wenn eine Goldmine entdekt wird, so geben sich die Arbeiter im Anfange nicht mit

Nachgraben in der Mine selbst ab, sondern suchen vors erste nur in dem nahen Flusse nach, in welchem sie die Steine wegräumen und das Wasser zum Theil ableiten. Wenn sie alsdann den Sand ohngefähr einen Fuß tief umgerührt haben, so finden sie mehrentheils große Stükken Gold, die vermuthlich durch reissende Ströme von den Gebirgen abgespült worden sind.

Man hat bemerkt, daß die Felsen an den Rändern der Flüsse, und selbst die meisten Steine, die aus den Gruben geholt werden, an den Orten, wo das Gold hoch von Gehalt ist, blau und zuweilen gelb aussehen, und ganz weich sind, so daß man Farbe davon machen könnte. Wo das Gold von niedrigem Gehalte ist, sind die Steine grau oder weiß, und entweder hart oder weich, wie Kalchstein. Aus diesen Kennzeichen kann man sicher beurtheilen, von welchem Gehalte das Gold einer Mine sey.

In allen Goldgruben, besonders aber in denen, die weit vom Strande liegen, ist es

vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang ausserordentlich kalt. Hierdurch leiden die armen Arbeitsleute sehr viel; da sie vom Morgen bis Abend im Wasser sizzen müssen, so sind ihre Körper, wenn sie Feierabend machen, von dem Salpeter beinahe ganz weiß gebeizt.

Wenn in den Minen gearbeitet wird, so ist das Wasser des Flusses, an welchem man gräbet, bis an seinen Ausfluß in die See schlammicht und rothgelb. Diejenigen, die so unvorsichtig sind, von diesem Wasser zu trinken, bekommen einen gefährlichen Durchfall.

Die Goldgräber arbeiten nicht allzeit mit gleichem Glükke; denn es trägt sich oftmals zu, daß sie einen Monat und länger graben, mehrere Thaler dabei verzehren und noch nicht für einen Thaler Gold finden. Auch sind sie deswegen genöthigt, auf anderen Plätzen nachzugraben und die Arbeit aufs Neue anzufangen.

In einer neuentdekten Mine geht indessen die Arbeit meist allzeit gut und geschwinde von statten. In einer Mine aber, die schon lange bearbeitet ist, brauchen sie wohl einen ganzen Monat Zeit, ehe sie so weit kommen, daß sie das Gold auswaschen können.

Die Menge und der Werth des Goldes, welches in einer Mine gefunden wird, läßt sich daher nicht gut bestimmen. Auch ist immer ein Arbeiter vor dem andern glüklicher im Graben. In einer neuentdekten Mine giebt es zuweilen Arbeiter, die in vierzehn Tagen wohl zweihundert Thaler am Werthe finden; da hingegen an andern Orten in einem ganzen Jahre kaum zwanzig Thaler an Ausbeute gewonnen werden.

In den weit ausgebreiteten Goldminen des Flusses Palella, der sich in verschiedene Arme vertheilt, findet man Stellen, wo das Gold sehr häufig ist. Aber es ist da, wo es in größter Menge gefunden wird, von sehr geringem Gehalte; kaum von achtzehn Karat.

Das beste Gold kömmt aus den Minen zu Popajatu, Molisipat, Ankahulu, Tolodinki, Lembuno, Sonsso und Tamperana; ferner an der Süd- und Südwestseite auf Pogiama, Wongo, Tomollas, Bevool und Tontoly. Das Gold, welches aus allen diesen Minen gewonnen wird, ist mehrentheils über ein und zwanzig Karat am Gehalte. Alles übrige ist schlechter, nicht über achtzehn Karat. Nur ein einziger Bedienter der holländischen Kompagnie, der Sekretär der Justiz zu Batavia, Friedrich Dühr, hat vor einigen Jahren einen Theil dieser Minen bereiset, und davon die zuverlässigsten Nachrichten bekannt gemacht.

Diejenigen, die vor ihm in diese Gegenden kamen, sahen niemals selbst das Goldgraben, sondern waren bloß an den Orten, wo sich die vornehmsten Oberhäupter iener Landstriche aufhielten, und diese liegen allzeit noch weit von den Pläzzen ab, wo eigentlich gegraben wird; denn selbst die vornehmsten Häupter der Inländer sind viel zu träge und bequem dazu, um die

so beschwerlichen und gefährlichen Wege, welche zu den Goldminen führen, und worauf man so oft Gefahr läuft, den Hals zu brechen, zu unternehmen.

In dem Striche der Goldmine von Ankahulu ist ein Plaz, Longi genannt, wo Gold gefunden wird, welches am Gehalte selbst das von Popajatu und Ankahulu übertrift. Indessen wird dieser Ort aus folgenden Ursachen wenig besucht. Erstlich ist das kleine Flüßchen daselbst nicht befahrbar, und die Inländer müssen ihre Mundbedürfnisse über einen beschwerlichen und gefährlichen Weg auf dem Rükken tragen, und dann wird auf diesem Plazze zugleich viel Kupfer gefunden, welches oft auch die Klügsten, wenn kein Scheidewasser bei der Hand ist, verleiten könnte, es für Gold zu halten.

Unter den Goldminen an der Nord- oder Nordwestseite ist dieß die einzige, wo man Kupfer findet. An der Süd- oder Südwestseite, nahe bei Bevool ist noch eine, wo gu-

tes rothes Kupfer gegraben wird, das so fein, wie der feinste Goldstaub ist.

In den Minen von Bombula, Batodulang, Ankahulu und Palella findet man viel Bergkristal und eine Art von Staalstein.

Fast in allen Minen, die der obgedachte Herr Dühr besuchte, sahe er, daß wenn die Arbeit bis auf fünf, und an manchen Orten bis auf zwölf und mehrere Faden in die Teufe gefördert war, die Arbeiter auf einen Grund von einer horizontalen Lage Felsen stießen, durch welche sie mit ihren Werkzeugen nicht kommen konnten. Indessen äusserten sie sich öfters gegen ihn, daß sie gewiß glaubten, unter dieser Steinlage noch mehr Gold zu finden, wenn sie nur ein Mittel wüßten, sie zu durchbrechen. Auch sahe er zu Ankahulu, wo man diese Felsenlagen schon in einer Teufe von zwölf bis funfzehn Schuhen findet, daß Spalte oder Risse zwei bis drei Finger breit darinne waren, in welchen ein schwärzlicher Stoff, fast

wie Eisenrost gefunden wurde, der stark mit kleinen Goldstükchen vermischt war, und den die Arbeiter, nachdem sie vorher den Boden recht sauber abgewaschen hatten, mit ihren Eisen, so tief sie kommen konnten, heraus arbeiteten.

In allen Minen auf Celebes ist das Gold, wenn es erst vom Sande gesäubert ist, ziemlich reine. Bloß zu Pogiama und Palella findet man hier und da Golderz unter andern Steinen vermischt, welches aber sehr niedrig vom Gehalt ist und durch Stampfen der Steine, die nicht sehr hart sind, heraus geholt wird.

V.

Zoologische Merkwürdigkeiten.

Daß bei allen Fortschritten, die man in der Naturgeschichte, besonders in neueren Zeiten, gemacht hat, dennoch darinnen überall noch sehr viel Unvollständiges und Unbestimmtes zu finden ist, weiß ieder, der sich mit dem Studium derselben nur einigermaaßen beschäftiget hat: fast in allen Klassen sind noch Lükken, die nur durch unermüdetes Forschen können ausgefüllet werden. Soll dieß mit Nuzzen und Zuverlässigkeit geschehen, so ist dazu keinesweges der Eifer und die Einsicht einiger wenigen Gelehrten hinreichend: sondern es werden eine Menge

sachkundiger Beobachter erfordert, um alle noch unbekannte Gegenstände der Naturgeschichte gehörig untersuchen und beschreiben zu können.

Aber auch diese Untersuchungen werden fruchtlos seyn und keine zuverlässigen Resultate gewähren, wenn sie nicht an den gehörigen Orten und den Gegenständen selbst können gemacht werden. Man weiß, wie viele Fehler sich bloß deswegen in unsre Systeme eingeschlichen haben, weil Thiere, Pflanzen, u. s. w. oftmals nur nach unvollständigen, ausgestopften oder getrokneten Exemplaren beschrieben wurden.

Der größte Naturforscher, und ruhete der Geist eines Linne's oder Buffons siebenmal siebenfältig auf ihm, kann nicht alles selbst sehen und an Ort und Stelle beobachten; und es ist bekannt genug, wie oft selbst iene großen Männer durch dergleichen Hindernisse zu sehr beträchtlichen Irrthümern verleitet wurden.

Es kann daher für die Naturgeschichte nicht anders, als sehr vortheilhaft seyn, wenn Män-

ner, mit denen erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, entlegene Länder bereisen, und die Natur unter Himmelsstrichen studieren, wohin nur selten Naturforscher gelangen.

Wie sehr die Naturgeschichte in allen drei Reichen durch die Entdekkungsreisen der Cooks, Banks, Solanders, Forsters, Thunberg's u. a. m. in neuern Zeiten ist erweitert worden: davon muß sich ieder überzeugen, der die ältern Systeme der N. G. mit den gegenwärtigen vergleicht. Linne beschrieb nur sechstausend einhundert und sieben und dreißig Arten der Thiere, und nunmehr kennen wir schon auf zwölftausend derselben. Welch ein erstaunlicher Zuwachs in so kurzer Zeit! und wie sehr muß dadurch die Forschbegierde aller derer, die sich entweder aus Pflicht, oder aus Neigung dem Studium der Naturgeschichte widmen, erreget werden!

Sollte ich daher nicht hoffen dürfen, daß selbst einzelne Bemerkungen von Reisenden, die freilich mit ienen großen Männern keinesweges

zu vergleichen sind, dennoch als kleine Beiträge zur Erweiterung der Naturgeschichte willkommen seyn werden?

Mein Bruder hatte bei seinem Aufenthalte in Indien Gelegenheit, mancherlei Gegenstände der Naturgeschichte zu beobachten; seine Beschreibungen davon scheinen richtig und genau zu seyn. Ich werde sie hier anführen, und zwar iezt nur dieienigen, welche ins zoologische Fach gehören. Verschiedene davon habe ich bereits vor einigen Jahren bekannt gemacht; damit man sie aber in einer gewissen Ordnung übersehen kann, so will ich sie hier nach dem System unsers vortreflichen Naturforschers des Hrn. H. R. Blumenbach ordnen. Vielleicht sind einige Entdekkungen darunter, die zur Vollständigkeit der Naturgeschichte etwas beitragen können?

Säuge-Thiere.

I. Ord. Inermis.

Es ist nun durch neuere in Indien sehr genau angestellte Beobachtungen und Untersuchungen hinlänglich erwiesen, daß alles, was man zeither von den sogenannten Kakerlaken, Blaffards, Albinos, Nachtmenschen oder weissen Mohren behauptet und gefabelt hatte, ganz aus unsern Systemen der Naturgeschichte (wie schon Hr. H. R. Blumenbach behauptete) *) müsse verbannt werden. Es sind sämmtlich Menschen, die theils durch bekannte oder noch nicht bekannte Ursachen und Zufälle an der Haut und andern Gliedern des Körpers einige Veränderungen erlitten haben. Keineswegs aber ganze Geschlechter, in welchen sich diese Verschiedenheiten von den Eltern auf die Kinder fortpflanzten.

*) Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte, dritte Ausgabe. S. 62.

Die Beobachtungen, die man zu Batavia an einigen sogenannten weissen Negern anstellete, zeigten, daß eben nicht allzeit die weisse Farbe solcher Indianer von einer Schwäche oder Kränklichkeit des Körpers herrühre, denn man fand solche Menschen, denen es bei der weissen Farbe ihrer Haut, weder an körperlichen noch Geisteskräften mangelte.

Der erste weisse Neger, welchen man zu Batavia sehr genau untersuchte und beschrieb, war ein Sklave von Bali. Sein Vater und seine Mutter hatten beide die gewöhnliche schwarzbraune Haut der Einwohner von Bali. Er war nichts weniger als kränklich oder schwächlich, sondern frisch und gesund, rothwangig, über den ganzen Leib fleischfarben, wohl bei Leibe, breit von Schultern, stark von Muskeln, und konnte den schwersten Mann anpakken und empor heben.

Er maaß fünf Fuß zwei und einen halben Zoll. Die Länge des Kopfs, vom Kinn bis zum Scheitel, war acht Zoll. Das Gesicht

war seiner Fleischigkeit wegen mehr rund als länglich. Er hatte ein paar tiefliegende Augen und herabhängende weisse Augenbraunen. Mit der Dämmerung öfneten sich die Augenlieder runder. Das Blinzeln der Augen schien eine Schwäche des Gesichts anzuzeigen, doch leuchtet selbst aus dem beklemmten Blikke eine Art Neugierde und Verlangen, sich umzusehen, hervor. Aus dem Mittelpunkte des Auges liefen nach der Peripherie gelb und braunrothe Stralen. Der Augapfel war röthlich braun.

Im Munde hatte er eine reine Zunge, und aus der Kehle kam eine helle starke Stimme. Das Athemholen war frei und die Eßlust gut; lauter Zeichen gesunder Eingeweide. Seine Leidenschaften und Geisteskräfte schienen nicht schwächer als bei andern Menschen seiner Art zu seyn. Am Leibe hatte er lange weisse Haare, die wie das rauhe Fell eines Affens anzufühlen waren. Die Füße und der Oberleib aber waren kahl. Er hatte einige braune Flekken am Leibe, die er aber erstlich bekam, da er beinahe erwachsen war. Er war mit einer

schwarzbraunen Frau aus Bali verheirathet, und die Kinder, die sie zusammen zeugten, wurden alle wieder schwarzbraun.

Ein Jahr darauf kam auch eine weisse Negerin nach Batavia. Es war ein Mädchen von den Papusinseln, funfzehn bis sechzehn Jahr alt. Bei ihrer Ankunft war sie zwar über den ganzen Leib schurfig, wurde aber, durch das Reiben mit einer Salbe von klein geschnittenen und ausgepreßten Tamarindenblättern mit Salpeter vermenget, völlig davon befreiet.

Die Bewohner der Papusinseln sind sonst sehr schwarz, und haben ein dikkes krauses schwarzes Haar. Eben so war das ihrige auch, nur daß es rothgelb war, und aufwärts gekräuselt stand.

Die Haut dieses Mädchens war vom Kopfe bis zum Füßen rauh und uneben, nur die Hände waren oben und inwendig etwas glätter. Der ganze Körper war bis auf einige Stellen

mit einen weissen Flachshaar bewachsen. Sie hatte die Kinderblattern gehabt und davon noch einige Merkmale übrig behalten; auch hatte sie eben solche bräunliche Flekken am Leibe, wie der vorbeschriebene weisse Neger.

Sonst war sie munter, und nicht übel gebildet. Sie maaß vier Fuß 6 Zoll 8 Linien. Das Weisse der Augen war recht milchweiß; die Augen selbst blau; in dem Augapfel, der sehr klein aussah, waren blasbraune, gelb und orangefarbene Strahlen. Am hellen Tage war sie kurzsichtiger als des Abends, oder bei trübem Wasser. Beim Lichte aber konnte sie nur sehr wenig sehen und war nicht im Stande etwas zu nähen. Im Gesichte hatte sie eine gesunde, frische und blühende Farbe, und war keinesweges kränklich oder blödsinnig.

Uebrigens sind dergleichen weisse Neger eben so sehr selten nicht in Indien. Der gewesene Gouverneur von Ternate, Valkenaar, berichtet der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Bata-

via: daß er während seines siebenjährigen Aufenthalts auf Ternate vier weisse Neger gekannt habe, die man daselbst Kakerlaken nannte. Unter diesen war eine königliche Prinzeß und ein königlicher Bedienter, beide ohngefähr 60 Jahre alt. Alle viere waren von schwarzen Eltern gebohren, und brachten schwarze Kinder zur Welt. Der Generalgouverneur Albertus van der Parra hatte zu Batavia auch einen solchen weissen Negersklaven. Es war ein munterer gesunder Junge von zehn Jahren.

Das obgedachte Papusche Mädchen erzählte: daß ihre Eltern ebenfalls weiß, und rothhaarig gewesen wären, und daß auf der Insel, wo sie gebohren worden, sich noch einige solche Weisse aufhielten. Wäre dieß Vorgeben gegründet, so wäre dieses allerdings ein Umstand, der nähere Erwägung verdiente!

II. Ord. Pitheci.

a) Ungeschwänzte.

1) Orang Utang.

Man hatte sich lange über dieses berufene Thier gestritten, und es bald mit diesem, bald mit ienem Affen der größern Art vermenget. Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia erhielt endlich einige von diesen sogenannten Orang Utangs, die nur allein auf der Insel Borneo gefunden werden. Das Wesentlichste aus der Beschreibung dieser Thiere ist folgendes.

Die Länge des Körpers eines männlichen Orang Utangs betrug von der Fußsohle an bis oben auf den Kopf 3 Fuß 10⅜ Zoll *). Der

*) Als man ihn zu Borneo, gleich nachdem er war erlegt worden, maaß, betrug die ganze Länge 4 Fuß 1½ Zoll. Er war also vielleicht nachher dadurch, daß man ihn in Brandewein gelegt nach Batavia hatte versenden müssen, etwas zusammen geschrumpft.

Hinterkopf lief oben etwas spizze zu. Der Mund stand etwas hervor, und an ieder Wange saß ein breiter fleischartiger Klumpen, der über die Dikke des Kopfs hinaus gieng. Die Ohren waren klein, nakt, und lagen dichte am Kopfe an. Die Augen klein und hervorstehend. Die Nase ohne merkliche Erhabenheit, bestand bloß aus zwei länglichten, queer gegen einander überstehenden Löchern. Der Mund mit dikken Lippen bedekt, hatte keine Bakkentaschen. Oben und unten standen vier breite Schneidezähne, zwischen zwei dikken über sie hervorragenden Hundszähnen. Die Zunge war dikke und breit. Das Angesichte schwärzbraun von Farbe, ohne Haare, ausser einem sehr dünnen Bart. Der Hals sehr kurz. Die Brust viel breiter als die Hüften.

Am Hintern sahe man weder etwas von einem Schwanze, noch von den schwülenähnlichen Sizküssen, welches die andern Affenarten haben. Die männliche Ruthe schob sich im Leibe zurük. Die Hände waren lang, und inwendig so wie die Finger schwarzbraun und

ohne Haare. Die Beine kurz und dünne, aber stark von Nerven. Die Füße glichen einigermaßen den Händen. An den Fingern und Zehen saßen breite schwarze Nägel, wie beim Menschen; nur an der großen Zehe war der Nagel schmal und kurz. Die Brust und der Bauch waren meist kahl; der übrige Theil des Körpers aber, (ausgenommen das Gesichte, die Ohren, das Inwendige der Hände und Füße und die Finger) mit dünnen, an manchen Orten wohl fingerslangen braunen Haaren bewachsen.

Unter der Haut des Halses und der Brust fand man zwei Säkke, davon der eine einen großen Theil der Brust einnahm, und sowohl, als ein kleinerer, der in den Großen eingeschlossen war, Gemeinschaft mit der Luftröhre hatte.

Der Gang dieses Thieres ist mehrentheils aufrecht, und er bedient sich der Arme und Hände zum Zugreifen, wie ein Mensch. Dabei kann er sehr geschikt klettern und von einem Baume zum andern springen.

Eine merkwürdige Beobachtung wurde bei dem Fange dieses Thieres gemacht, die der Aufmerksamkeit des Naturforschers werth ist. Als man diesen Orang Utang fangen wollte, brach er starke Zakken von Bäumen ab, und schlug damit so wüthend um sich herum, daß man seiner durchaus nicht lebendig habhaft werden konnte.

Die Länge eines Weibchens war vier Fuß. Uebrigens war es dem Männchen völlig ähnlich. Nur waren die an den Wangen sizzenden Fleischklumpen nicht so groß und hervorstehend; hingegen die Hände und Füße etwas länger.

2) Der Wouwouw (Wauwauw).

Auch die Wauwauwen sind Affen ohne Schwänze. Ihre Gestalt hat viel ähnliches mit den Gibbon. Indessen ist der Wauwauw doch darinne von dem Gibbon verschieden, daß er keine Fersen hat; kann also so wenig zweifüßig als vierfüßig genennt wer-

den, sondern ist eigentlich ein vierhändiger Affe. Sein Gesicht ist kohlschwarz, und um dasselbe herum stehen in Form eines umgekehrten gleichseitigen Triangels weißgraue Haare. Sonst hat das Gesichte etwas menschenähnliches und gleiches mit dem Doue des Buffons, und den Bartaffen oder der Diana Lin. die im Houttyn's Naturgeschichte abgebildet stehet.

Die Nase liegt tief im Kopfe. Die Ohren sind schwarz und glatt. Die Haare des Felles sind krause und wollig, mit unter stehen einzelne hervorragende Borstenhaare, die sich nicht niederstreichen lassen. Unter den Haaren ist die Haut überall weiß; an solchen Orten aber, wo keine Haare wachsen, ganz schwarz. Die runden schwarzen Augen stehen nahe beisammen.

Die Länge des Thieres ist ohngefähr 3 Fuß. Sein ganzer Körperbau ist nicht dazu geschikt, daß er lange aufrecht stehn und gehen könnte. Im Gehen ist der Leib stets vorwärts gebükt, und mit den Spizzen seiner Vorhände

berührt

berührt er von Zeit zu Zeit den Boden, um sich auf diese Art fortzuhelfen. An allen Fingern der vier Hände sizzen platte Nägel. Er hat die harte Sizhaut der Affen am Hintern. Die Wauwauwen sind muntere, lebhafte und gutherzige Thiere. In den Oberlanden der Insel Java halten sie sich in großen Truppen beisammen in den Wäldern auf. Das Geschrei, welches sie machen, und das wie Wauwauw lautet, hat ihnen den Namen Wauwauw, oder wie es die Holländer schreiben Wouwouw gegeben.

b) Geschwänzte.

1) Der Kahau.

Dieser noch nicht sehr bekannte Affe, der von Pontiana, auf der Insel Borneo, kam, hat ein sonderbares Ansehen, und gleicht, wegen seiner ausserordentlichen langen Nase, und den mancherlei Farben seines Gesichtes und Felles, einem maskirten Menschen.

An den Lippen und im Gesichte herum stehen einzelne Haare. Der Obertheil des Kopfes ist ganz platt, wie abgeschnitten, und mit dunkelbraunen, kurzen, sehr dichte auf einander liegenden Haaren bedekt. Diese Haare laufen ohngefähr einen Zoll hinter dem Gesichte, von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte nach allen Seiten hinaus. Die vordersten machen über dem Gesichte ein kurzes Tupet, und nach hinten zu gehn sie über den platten Scheitel in einem daumenbreiten Streifen nach dem Nakken hin, wo sie sich mit den Haaren des Rükkens vereinigen. Von beiden Seiten, dichte an den Augen, laufen wieder andere lichtbraune Haare heraus, die aber nicht so dichte auf einander liegen, und die, ie weiter sie von den Augen abstehen, immer nach und nach in der Länge zunehmen. Der größte Theil der Wangen, des Kinnes, der Seiten und des hintern Theiles des Kopfs, die Kehle, die Brust und Schultern, sind mit diesen Haaren wie mit einem Kragen überdekt; unten am Kinne laufen sie in einen kleinen, spizzen, aufwärtsstehenden Bart zusammen. Die Ohren,

welche hoch an dem platten Theile des Kopfes stehen, liegen ganz unter diesen Haaren verborgen. Die Spizzen dieses seltsamen Kragens, die merklich über die übrigen Haare des Körpers hervorstehen, sind besonders hinten am Kopfe etwas krause. Aus diesem Kragen sieht das Gesichte mit hochliegenden Augen, hervorstehender Schnauze und langer Nase, wie eine Maske heraus. Diese Nase ist 4½ Zoll lang; sie hänget wegen ihrer Länge, und weil ihr Vordertheil bloß aus einer dünnen und schlappen Haut bestehet, weit über das Maul herüber. Von oben an gesehen, gleicht sie völlig einer menschlichen Zunge mit einem Streifen in der Mitte. Die Nasenlöcher sind länglichrund; das Thier kann diese Nase in die Höhe ziehen und aufblasen, und dann werden die Nasenlöcher völlig einen Zoll weit. Das Gesicht ist kupferfarben. Die Augäpfel dunkelbraun; die Iris schwarz. Das Kinn rund und mit einem kurzen weissen Bart besezt. In dem Munde stehen 32 gelbliche Zähne, davon die hervorstehenden Hundszähne lang, rund und spiz sind. Die Brustwarzen sind schwarz;

die Vorderarme, die Brust, so wie auch der Bauch bis an Nabel hellbraun. Der Unterleib, die Arme und Beine aschfarben. Unten sind die Hände und Füße schwarz und nakt. Die Nägel sind wie beim Menschen, nur an beiden Seiten stark eingebogen. Auf den Lenden sizzen hinten weisse Flekken. Auf der einen Seite ist dieß weisse Flek rund, und auf der andern ekkig; von diesen verliert sich die weisse Spizze in den Schwanz, der entweder ganz, oder oft auch nur zur Hälfte weiß ist. Je älter der Affe ist, ie mehr breitet sich dieser weisse Flek aus; bei Jungen wird er nicht gefunden. Der Schwanz ist 2 Fuß 3 Zoll lang. Der ganze Affe ist, wenn er recht aufgerichtet steht, 3 Fuß $4\frac{1}{4}$ Zoll hoch.

Diese Affen wohnen in großen Truppen beisammen. Ihr Geschrei drükt sehr deutlich das Wort Kahau aus, daher man ihnen auch diesen Namen gegeben hat. Die Inländer nennen sie wegen ihrer seltsamen Nase Bantangan.

Ihre Nahrung besteht zwar in Wurzeln und Blättern, man hat aber noch nicht erfahren können, welche sie eigentlich genießen, und es ist daher bis iezt nicht möglich gewesen, diese Affen zu zähmen. Man hat indessen die Bemerkung gemacht, daß sie von sehr verschiedener Größe sich fortpflanzen. Man sahe welche, die noch keinen Fuß hoch waren, und doch schon Junge hatten.

Wegen der Aehnlichkeit des Gesichts dieses Affens mit einer Maske schlug mein seliger Bruder zu seinem systematischen Namen die Benennung Cercophitecus larvatus, Maskenträger vor.

2) Der langgeschwänzte Affe von Muskate.

Seine Größe beträgt 3 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll. Der Mund ist mit 24 Zähnen besezt, die alle sehr weiß sind. Oben hat er vier dichte an einander stehende Schneidezähne, davon die mittleren

sehr breit und stumpf, die äussern aber rund und scharf sind. In der untern Kinnlade hat er ebenfalls vier Schneidezähne, die aber nicht so groß, als die obern, und alle stumpf sind. An beiden Seiten ieder Kinnlade stehen etwas von den Schneidezähnen entfernt vier Bakkenzähne. Die drei hintern haben Kronen mit vier Spizzen; die vordern sind rund und stumpf. Die Zunge ist breit und dikke. Der dikke Kopf ist stark mit Haaren bewachsen. Das Maul spiz und lang. Die Nase etwas aufgeworfen spizzig. Die Augen klein und lebendig, und die Augenlieder mit Wimpern besezt. Die Augen sind braungelb, und die Augäpfel schwärzlich. Sie liegen etwas tief, und die Stirne tritt in einem scharfen Winkel über sie hervor. Sowohl der Flekken, wo die Augen stehen, als auch der ganze Obertheil des Maules bis an die Spizze der Nase, ist mit einer glänzenden bräunlichen Haut bedekt. Die Ohren sind ziemlich groß und nakt, unten breit, ohne Ohrläppchen; oben etwas spizzig und ungesäumet. Der Mund ist oben und unten mit kurzen Stachelhaaren besezt: An den Sei-

ten der Nase, an der Schärfe der Stirne, die über die Augen hervor geht, und an dem runden Kinne stehen etwas längere Borstenhaare. Der Hinterkopf ist ganz rund. Die Bakken sind dik, aber nicht fleischig, hinterwärts sind sie so, wie der ganze Hinterkopf mit langen Haaren besezt, unter welchen die Ohren größtentheils verborgen liegen. Der Hals ist kurz. Der Nakken und die Schultern sind ebenfalls mit langen Haaren bewachsen. Die Beine sind mäßig lang und haben handförmige Füße. Die Fußsohlen und die vordern Gelenke der Finger sind nakt. Die Füße haben vier Finger und einen Daumen, alle mit platten schwarzen Nägeln besezt. Die Brust ist stark, der Leib dünne. Zwischen den Beinen, bei den Zeugungstheilen, ist der Unterleib von Haaren entblößt. Die Hoden sind wenig sichtbar, weil sie dichte am Leibe unter der Haut neben einander ohne Hodensäkchen liegen. Die männliche Ruthe stehet dichte hinter den Hoden. Sie schiebt sich nicht in Leib zurük, sondern hängt allzeit vor demselben, ist meist aufgerichtet, und von hochrother Farbe. Das Gesäße ist größ-

tentheils nakt und mit einer hochrothen Haut überzogen, die allein zwischen dem Anus und den Zeugungstheilen schwülig ist. Der Schwanz ist länger als der Leib, und endigt sich in eine Quaste. Die Farbe dieses Thieres ist durchgehends ein bleifarbiges Grau. Die Haare am größten Theile des Kopfes, im Nakken, an den Schultern und dem Vorleibe, sind viel länger als an andern Theilen des Körpers; und wiewohl sie nicht krause sind, so hat doch das Thier dadurch, und besonders wegen der Quaste am Schwanze, eine löwenähnliche Gestalt. Man hatte dem hier beschriebenen Affen allerhand Kunststükke gelernt; unter andern auch, daß er ein Kompliment nach der Art der Kaffern machte, indem er die Hände über dem Kopfe zusammen legte. Er nährt sich von Früchten.

VI. Ord. Glires.

1) Die Padimaus.

Ein kleines lebhaftes munteres Thierchen, das sich in den Reiß- oder Padifeldern auf-

hält, allda seine Nahrung sucht, oftmals vielen Schaden thut, und deswegen den Namen Pœdimaus erhalten hat. Das ganze Thierchen ist nur, ohne den Schwanz, 5 Zoll lang; der Schwanz ist eben so lang. Der Kopf, der Rükken und die Seiten des Körpers sind mit langen schwarzen Haaren bewachsen, die rothbraune Spizzen haben; daher die Maus an diesen Stellen bräunlich aussiehet. Die Kehle, der Bauch und die inwendigen Theile der Beine, sind mit kurzen weissen Haaren bewachsen. Die Ohren bestehen aus dünnen nakten Häuten. Oben im Munde hat sie zwei lange Nagezähne; unten zwei kleinere; an ieder Vorpfote viere, und an den Hinteren fünf Zehen. An der Nase einige lange Borstenhaare. Das Untertheil der Füße ist mit ganz kurzen silbergrauen Haaren bewachsen. An den Zehen sizzen sehr kurze Nägel. Der Schwanz ist mit einer schuppichten Haut überzogen, an welcher einzelne Stachelhaare sizzen.

2) Philander.

Hat einen dikken Kopf und plattes Vorhaupt. Das Maul ist spizzig; die Nase, welche über den Untertheil des Mundes hervorgeht, ist gebogen und nakt, und wie der Mund an beiden Seiten mit langen Borstenhaaren besezt. Die Augen sind groß und hervorstehend. Die Bakken dikke. Die Ohren klein und rund, aber ganz offen und mit Haaren bewachsen. Der Hals kurz und dikke. Die Beine kurz. Die Vorpfoten haben nakte Sohlen, und fünf gleich lange Finger, die alle mit scharfen krummen Nägeln bewaffnet sind. Die Hinterpfoten sind stark, und haben breitere und größere nakte Sohlen, als die Vorpfoten, und einen ganz nach hinten zu gekehrten Daumen ohne Nagel.

Die zwei ersten Zehen der Hinterpfoten sind viel kürzer als die folgenden, und bis nach vorne zu zusammen gewachsen; doch hat ieder Zehen noch seinen eigenen kleinen scharfen und gekrümmten Nagel. Die beiden äussersten

Zehen sind grösser und dikker, mit krummen scharfen Nägeln bewaffnet. Die Zehen der Vor- und Hinterfüsse sind gröstentheils nakt, und hier und da mit kurzen Borstenhaaren besezt.

Der Schwanz ist bei der Wurzel dik und etwas breit; ohngefähr ein Drittel des Schwanzes ist mit Haaren bewachsen, iedoch unten nicht so dichte als oben; der übrige Theil desselben ist mit einer nakten chagrinartigen Haut überzogen. Der Schwanz läuft spizzig zu, und ist durchgehends mit starken Muskeln versehen, wodurch das Thier das Vermögen erhält, sich desselben fast wie einer Hand zu bedienen. Das Haar bestehet durchgängig in einer kurzen feinen und dichte beisammen stehenden Wolle, deren Farbe überall weiß ist, nur unter der Kehle und an der Brust sind die Haare gelbbräunlich.

Die ganze Länge des Thieres, von der Spizze der Nase bis an die Wurzel des Schwanzes, ist 19 Zoll. Der Schwanz ist 16 Zoll lang.

Das Weibchen ist etwas grösser. Ueber dem Rükken und dem größten Theile des Leibes schwazgrau, welches von den schwärzlichen Haaren mit weissen Spizzen herrühret, womit das Fell an diesen Orten besezt ist. Der Kopf ist etwas heller von Farbe, und die kurzen Ohren liegen mehrentheils unter den Haaren verborgen. Die Schnauze ist gelblich roth, so wie auch die Augenlieder; die Zehen, die Fußsohlen und der nakte Theil des Schwanzes. Der Schwanz ist fast bis zur Hälfte mit Haaren bewachsen, die so als die, welche auf dem Hintertheil des Kreuzes stehen, weißgelb sind. Die Kehle ist weißgrau, und von derselben läuft ein weisser Streifen über die Brust an dem Bauche herunter, der so, wie die inwendige Seite der Hinterfüße auch weißlich ist.

Der Bauch hat einen offenen Beutel, der in der Mitte desselben anfängt, bis zum After gehet, und sich hinten zu beiden Seiten bis an die Dikbeine ausdehnet. Dieser Beutel ist inwendig, nach dem Bauche zu, mit einer nakten und mit braunen Flekken besezten Haut beklei-

del; nach der auswendigen Seite zu ist er mit braunrothen Haaren gefüttert.

Man wird leicht sehen, daß der hier beschriebene Philander noch nicht in das System eingerükt worden ist. Unter den fünf Arten, die Houttyn angeführt hat, und davon viere in seiner Naturgeschichte abgebildet stehen, sucht man ihn vergebens.

Sonderbar ist dabei die ganz verschiedene Farbe des Weibchens, welches man bei den bereits bekannten Arten nicht beobachtete, oder doch nicht anmerkte.

IX. Ord. Bisulca.

Zwerg-Bökchen von der Insel Java.

Der Name Zwerg-Bökchen, oder Zwerg-Hirschchen, ist in der That sehr passend für dieses kleine niedliche Thierchen,

das, die Größe ausgenommen, sehr viele Aehnlichkeit mit unseren europäischen Reh hat. Seine ganze Länge, vom Maul bis an die Wurzel des Schwanzes, beträgt nur 1 Fuß 4 Zoll. Die Höhe vorne 8, hinten 10 Zoll. Die Natur versagte ihm zwar alle Waffen, womit es sich gegen die zahlreiche Menge seiner Feinde vertheidigen könnte, dafür wurde es aber mit einer unglaublichen Flüchtigkeit und dem Vermögen, schnelle und weite Sprünge zu thun, begabet. Kein anderes vierfüßiges Thier ist im Stande, es auf seiner Flucht einzuholen, und für Ueberfälle aller Arten ist es durch seinen ausserordentlich feinen Geruch und die Schärfe seines Gesichts gesichert.

Es hält sich in den Gebirgen und Wäldern der Oberlande auf und nährt sich von Gras und Blättern. Die Javaer nennen es Kantjil. Der Kopf dieses Thierchens ist klein und läuft spizzig zu. Der Hals kurz. Der ganze Leib sehr schlank und schmal. Der Umfang des Leibes hinter den Vorderfüßen beträgt nur 10 Zoll; der Umfang des Leibes in der Mitte 1 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll, und der Umfang

des Leibes dichte bei den Hinterfüßen 11 Zoll. Die Augen sind groß und lebhaft. Man bemerkt aber die Hölungen oder Thränenlöcher nicht daran, die man unter den Augen der Hirsche findet. Die Ohren sind steif, offen und nakt. Der obere Theil des Mauls reicht über den untern herüber. An dem Maule stehen kurze Borstenhaare, und unter demselben findet man in der Mitte der Kinnlade einen kahlen Flekken, der bei den Männchen breiter ist, als bei den Weibchen. In der untern Kinnlade stehen vorne 8 Schneidezähne, und auf ieder Seite 6 Bakkenzähne. Die obere Kinnlade hat keine Schneidezähne, sondern zwei einzeln stehende spizzige Hundezähne, und auf ieder Seite 6 Bakkenzähne. Oben und unten sind die drei vordern Bakkenzähne schneidend, die andern haben Kronen mit vier Spizzen; ausser den beiden hintern der untern Kinnlade, die länger sind, als die übrigen, und Kronen mit fünf Spizzen in drei Reihen haben. Alle Zähne, besonders aber die Bakkenzähne, sind mit einer schwarzen glänzenden Materie, wie mit einem Firniß überzogen.

Die Farbe der Thierchens ist auf dem Rükken meist graulich braun. Der Bauch, das Innere der Dikbeine und die Kehle sind weiß. Der Hals grau, unten mit drei weissen Streifen gezeichnet. Ueber, und unter den Augen stehen gelblichte Flekken; und über die Mitte des Kopfs verbreitet sich eine schwarzbraune Farbe. Das obere Theil der Beine ist gelblich; das untere fahl. Die Ohren sind inwendig hellgrau und von aussen schwarz. Der Schwanz ist oben braungelb, und unten so wie auch an der Spizze weiß. Er ist kurz, und scheint, wegen seiner Haare, etwas breit zu seyn. Die Augen sind schwarz. Hinter den Dikbeinen und beim Schwanze stehen gelbliche Haare, die länger sind, als die an den übrigen Theilen des Körpers, der fast durchgehends mit glänzenden und dicht anliegenden Haaren bedekt ist. An dem untern Theil der Füße sind diese Haare so kurz, daß sie fast nakt zu seyn scheinen.

Das Weibchen hat unten am Bauche vier Zizzen. Bei der Eröffnung eines tragenden

Weib-

Weibchens fand man nur eine Frucht, die bereits über die Hälfte gediehen war.

Da man das Zwergböckchen auf der Insel Java nie mit Geweihen, oder nur einigen Anzeigen von Hörnern auf dem Kopf findet, so ist es dadurch gänzlich von denienigen, die Linne' und andere Naturforscher beschrieben haben, und besonders von dem Guineischen Böckchen, dessen Kolbe erwähnt, verschieden.

In dem schönen und an allerhand Seltenheiten reichen Naturalienkabinette des regierenden Fürsten zu Schwarzburg Rudolstadt, welches gegenwärtig unter der Aufsicht des geschikten und durch seine Schriften bereits rühmlichst bekannten Naturforschers, Hrn. Sekretär Kämmerer, steht, findet man zwei solche ausgestopfte Zwerg-Böckchen, auf welche, so viel sich an ausgestopften Exemplaren beobachten läßt, die obige Beschreibung vollkommen paßt. Nur in Absicht der Farbe findet sich eine kleine Verschiedenheit. In der Beschreibung wird gesagt: daß die

Farbe dieser Thierchen auf dem Rükken größtentheils ein graulliches Braun sey (meest een grysachtig bruin). Da hingegen die Farbe der ausgestopften Exemplare auf dem Rükken mehr rothbraun ist, so wie bei unserm großen Rothwildpreth im Sommer. Indessen bemerkt man unter diesen rothbraunen Haaren noch viele einzeln stehende weißgraue Haare; vielleicht ist ein Theil dieser weissen Haare, die bei dem lebendigen Thiere etwa die graulich braune Farbe des Felles verursachten, beim Troknen und Ausstopfen der Haut verlohren gegangen? Oder das Zwerghirschchen hat mit dem Riesenhirsche dieselbe Eigenschaft, daß die Farbe seines Felles in einer gewissen Jahrszeit graubraun, und in einer andern rothbraun ist?

Das eine dieser Zwergböckchen, welches in einer sizzenden Lage ausgestopft ist, ist merklich kleiner als das andere; auch fällt die Farbe auf dem Rükken noch mehr ins Hellbraune. Ob es ein Junges sey? oder ein Weibchen, das vielleicht kleiner, als das Männchen ist? läßt sich nicht bestimmen; da auch in obi-

ger Beschreibung nichts von der Verschiedenheit der Größe beider Geschlechter gesagt wird.

XI. Ord. Palmata.

Graue Otter.

Bei Batavia findet man an den Mündungen der Flüsse eine Otter von ganz dunkelgrauer Farbe, die bloß unter der Kehle etwas mehr ins Helle fällt. Ihr Haar ist kurz und weich; der Kopf wie bei der Kazze plattgedrükt, nur etwas länger. Die kurzen runden Ohren liegen platt am Kopfe. Das Maul ist mit langen Borstenhaaren besezt. An ieder Pfote stehen fünf Finger, davon der Daumen der kürzeste ist. Die Finger sind durch eine Schwimmhaut zusammen verwachsen und mit runden Nägeln versehen. An den Hinterpfoten ist diese Schwimmhaut so dikke, daß man kaum den Unterschied der Finger bemerken kann.

Der Schwanz läuft spiz zu, ist oben rund, von unten aber platt mit drei in die Länge laufenden Erhabenheiten. Dieser untere Theil des Schwanzes ist, so wie der übrige Theil der Füße, mit sehr kurzen Haaren bewachsen. Die Länge dieser Otter von der Nase an bis zur Wurzel des Schwanzes beträgt 1 Fuß 6 Zoll. Der Schwanz ist 1 Fuß lang.

Das heulende Geschrei, welches sie von sich hören läßt, gleicht einer klagenden Menschenstimme.

Beim Brisson findet man zwei Arten von Ottern, davon die eine kastanienbraun und die andere schwarz mit einem gelben Flek unter der Kehle ist. Die erste nennt er bloß Lutris, da er der andern den Zunamen Brasiliensis giebt. Die unterscheidenden Kennzeichen dieser beiden Arten bestehen in ihren verschiedenen Farben; und diesem zufolge würde die Batavische Otter zu keiner von beiden gehören. Da es aber ausgemacht ist, daß von der zweiten Art, deren Fell ein so wichtiger

Handelsartikel für Kamschatka und verschiedene andere Russische Provinzen ist, auch weisse und braune gefunden werden, so kann die Farbe für kein sicheres Unterscheidungszeichen angesehen werden.

Linne', welcher in der lezten Ausgabe seines Systems die Ottern unter die Wieseln sezt, giebt drei Arten davon an: Mustela Lutris, Mustela Lutra und Mustela Lutreola. Die erste hat, zu Folge seiner Anzeichnung, haarige Schwimmfüße und einen Schwanz, der den vierten Theil kürzer ist, als der Leib. Die zweite, nakte Schwimmfüße und einen Schwanz, der nur halb so lang ist, als der Leib. Die dritte Schwimmfüße mit Vorstenhaaren und gleichlangen Fingern und ein weisses Maul.

In früheren Ausgaben seines Systems hat er noch als ein unterscheidendes Kennzeichen der Mustela Lutris angeführt: daß der Daumen kürzer als die übrigen Finger sey. Diesem zufolge würde die

graue Otter von Java, die die Inländer Anjing-Ayer (Wasserhund) nennen, am mehresten mit der Mustela Lutris übereinkommen.

Vögel.

I. Ord. Accipitres.

1) Der Hühnerdieb, von der Insel Java.

Die Inländer nennen diesen Vogel Ulong-Ulong, oder Alap. Man hat ihn den holländischen Namen Hühnerdieb (Kuikendief) gegeben, weil er, wie der Falco milvus, wegen seiner Raubbegier der Hühnerzucht so schädlich ist.

Er ist, von der Spizze des Schnabels an bis ans Ende des Schwanzes, 1 Fuß 6 Zoll

lang. Der Abstand einer Spizze des Flügels bis zur andern, wenn sie ausgespannt sind, beträgt 4 Fuß 1 Zoll.

Der Kopf ist weiß, so wie der Hals, die Brust, das vordere Theil des Unterleibes, und das hintere Theil des Rükken, welches von den Flügeln bedekt wird. An den Schenkeln sizzen röthliche und weißliche Federn. Die Spizzen der Schwanzfedern sind weißlich. Die Schwungfedern sind unten lichtbraun. Das vordere Theil der 6 ersten Schwungfedern ist schwarz; übrigens ist alles röthlich braun, welches jedoch auf dem Rükken mehr ins Dunkle fällt. Die Wachshaut, so wie der Schnabel selbst, und die Beine sind gelblich; indessen fällt dieses an dem Schnabel etwas ins Blaue. Die Krallen sind schwarz.

Das obere Theil des krummen Schnabels ist scharf und weit über das untere herüber gebogen. Die Zunge ist hinten geschlizt und vorne rinnenförmig. Der Schwanz hat 12, und die Flügel 22 bis 24 Federn. Die Füße

sind mit einer schuppigen Haut bedekt. Jeder Fuß hat vier Zehen, davon drei vorwärts, und einer rükwärts stehet. Die Krallen sind krumm und scharf.

Er hält sich viel am Seestrande auf, wo er sich auch von Fischen und Aase nährt.

Dieser Falke schien viele Aehnlichkeit mit dem zu haben, welcher beim Brisson und Salerne unter dem Namen Adler von Pondicheri, und Adler von Mallebar vorkömmt, und welchen Houttyn unter dem Lineïschen Namen Falco rusticolus anführt. Nur die blaue Wachshaut, die dem Adler von Pondicheri zugeschrieben wird, wäre, zufolge des Lineischen Systems, ein wesentlicher Unterschied. Auch kömmt der Falke von Java, was die Schönheit der Federn betrift, jenem, der auf dem festen Lande wohnt, lange nicht bei, wenn es wahr ist, was Buffon sagt: daß er zu Mallebar und andern indischen Gegenden der Schönheit seiner Federn wegen göttlich verehrt werde.

Mir scheint es indessen doch, daß der Falke von Java mit jenem wohl von einer Art seyn könne, da in der obigen Beschreibung selbst gesagt wird: daß das Gelbliche am Schnabel etwas ins Blaue falle. Wenn die Indianer auf dem festen Lande diesem Vogel wirklich göttliche Ehre erzeigen, so kann dieß vielleicht ganz andere Ursachen haben. Der Aberglaube hat in allen Weltgegenden eben nicht allzeit die schönsten Gegenstände in der Natur angebetet. Vielleicht ist es der Falco Haliactus, welchen Hr. H. R. Blumenbach anführt *).

2) Große Nachteule von Java.

Die Inländer nennen diese Eule Kukeplu k. Sie scheint die mehreste Uebereinkunft mit der Strix Flamea Lin., die beim Houttyn unter dem Namen Kircheule angeführt ist, zu haben. Das Gesicht ist platt und herzförmig. Hals und Kopf sind dikke

*) S. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte, dritte Ausgabe, S. 173.

und rund. Der Schnabel ist schmuzzig weiß, der obere Theil desselben ist mit einer scharfen Spizze bewaffnet. Die Nasenlöcher sind rund und groß. An der Wurzel des Schnabels stehen vorwärts gerichtete Borstenhaare. Die Augen sind groß und schwarz; iedes stehet in einem Kreise von borstenähnlichen Federn, die dasselbe als Strahlen umgeben. Diese Kreise stoßen oben an der Wurzel des Schnabels beinahe an einander, unter der Kehle aber laufen sie zusammen, und bilden das herzförmige Gesicht, welches von dem runden dikken Kopfe durch einen Rand von kleinen dichte beisammen stehenden orangefarbenen schwarzgesprenkelten Federn abgesondert wird. Die Ohren bestehen aus großen fast vierekkichten Oeffnungen, die vorne einen halbrunden beweglichen Dekkel haben, welcher auf der innern Seite einer Fischschuppe gleicht, auf der äussern aber dichte mit kleinen weißlichen Federn bewachsen ist, und ganz unter den Federn des Kopfs verborgen liegt. Die Zunge ist vorne getheilt, (lingua bifida). Der Hals, Rükken und die hintern Obertheile der Flügel sind grau, hier und da

etwas röthlich gelb, und durchgehends gleichsam mit weiß und schwarzen Sprenkeln besäet, so wie auch iede Feder des Oberleibes auf diese Art gezeichnet ist; ausgenommen am Vorhaupte und Schwanze. Das meiste Röthlichgelbe wird man auf den Hintertheilen der Flügel gewahr; ihre Vordertheile sind oben schwarz, und gelblichgrau bandirt, so wie auch der obere Theil des Schwanzes. Die nach oben gekehrte Seite der Schwung- und Dekfedern ist gelbgrau mit schwarzen Sprenkeln; die inwendige theils grau, theils weiß mit schwarzen Flekken. Die untere Seite ist so wie auch an den Schwanzfedern weißgrau. Die Farbe der Kehle und des Unterleibes ist ein schmuzziges Weiß mit schwarzen Sprenkeln, und dabei an manchen Stellen etwas rothgelb. Die Lenden und die obere Hälfte des Schenkels sind mit weißlichen kurzen Federn bewachsen. Das untere Theil der Schenkel, so wie das Bein selbst, ist mit einer rauhen chagrynartigen Haut überzogen, an welcher einzelne Borstenhaare stehen. Die Beine haben vier mit langen scharfen Krallen bewaffnete Zehen,

davon eine nach hinten zu gerichtet ist. Die Anzahl der Schwung- und Dekfedern ist 21 bis 22, ohne die 3 kleinen Schwungfedern in den Afterflügeln. Der Schwanz hat 11 Ruderfedern.

Die Länge von der Spizze des Schnabels bis ans Ende des Schwanzes beträgt 17 Zoll. Die Länge der ausgebreiteten Flügel 40 Zoll.

Diese Eule läßt auf Batavia eben das heische und ängstliche Geschrei von sich hören, wie unsre Europäischen, und ist dadurch auch in Indien das Schrekken der Abergläubigen und Furchtsamen in den Mitternachtsstunden.

3) Die kleine Horneule von Java.

Der Kopf ist dik und rund. Die Augen groß. Der Schnabel, von welchem der Obertheil über den Untern herüber gebogen ist, ist kurz. Die kleinen Nasenlöcher stehen oben am Schnabel. Die Zunge ist pfeilförmig und

vorne gespalten. An der Wurzel des Schnabels stehen oben und unten einige Borstenhaare, und zu beiden Seiten des obern Theils des Schnabels ein Büschchen vorwärts gerichtete borstenähnliche Federn, welche den Schnabel größtentheils bedekken. Die Ohren sind große runde, und ganz unter den Federn verborgene Oeffnungen ohne Dekkel. Durch den Wuchs der Federn tritt das Vorhaupt sehr zwischen den Augen hervor. An den Ohren stehen oben auf dem Kopfe an beiden Seiten Büsche von 8 bis 9 Federn, die so wie die andern Federn an diesem Theile des Kopfs nach hinten zu gerichtet, aber viel länger sind, und als ein paar lange Ohren aussehen.

Der Hals ist kurz und etwas dünner als der Kopf. Der Rükken ist dicht, mit ziemlich langen Federn bedekt. Die Flügel sind nicht allzulang, aber breit, und haben 23 bis 24 Schwung- und Dekfedern. Der kurze keilförmige Schwanz wird ganz durch die Flügel bedekt; er hat 11 bis 12 Ruderfedern. Die Brust ist mit langen Federn bewachsen. Die

Füße sind kurz und bis auf die Zehen mit Federn bedekt. Von den vier Zehen stehen drei vorwärts, und einer nach hinten zu; dieser ist der kleinste und hat zwei Glieder; der mittlere ist der längste, und hat vier Glieder; die andern beiden haben 3 Glieder. Die Zehen sind mit scharfen und etwas gebogenen Krallen versehen.

Die vordere Schwungfeder ist viel kürzer als die übrigen. Das Afterflügelchen hat drei mäßig lange Federn.

Die Farbe ist fast durchgehends dunkelgrau mit schwarzen Sprenkeln. Nur allein der Unterleib ist weißlich grau mit schwarzen Sprenkeln. Auf den Schwungfedern stehn einige helle Flekken. Der Schnabel und die Krallen sind hellgrau.

Die Länge, von der Spizze des Schnabels bis ans Ende des Schwanzes, ist 10¾ Zoll. Die Breite der ausgespannten Flügel 19 Zoll.

III. Ord. Pici.

Der große Eisvogel von Java.

Es werden auf der Insel Java verschiedene Vögel gefunden, die in das Geschlecht der Eisvögel gehören. Der, welchen die Inländer vermuthlich seiner schönen Farben wegen Radja Utang (Waldkönig) nennen, ist der größte von allen, und wird deswegen hier unter dem Namen, der große Eisvogel, bekannt gemacht.

Sein Kopf ist dikke; der Nakken stark. Der lange und gerade Schnabel ist hinten dik und vorne spizzig, höher als breiter, glatt, glänzend und oben dreiseitig. Der Untertheil des Schnabels ist kahnförmig bis an Anfang der Kehle, wo er sich in zwei platte Stükke theilt, die durch die mit Federn bewachsene Haut der Kehle zusammen verbunden sind. Die Farbe des Schnabels ist blutroth bis an die Spizze, wo sie aus dem Dunkelrothen ins Schwarze fällt. Die Federn des Kopfs fangen

dicht an den Nasenlöchern an, und weil der platte Rükken des Schnabels etwas in sie hinein läuft, so machen sie von vorne zwei vorspringende Winkel.

Die Nasenlöcher sind rund und stehen dicht an der obern Seite des Schnabels.

Oben auf dem Kopfe ist die Farbe der Federn ein ins grünlich spielendes Grau. Die Zunge ist beinartig, und vorne etwas eingekerbt. Die Kehle gelblich weiß. Der Hals, die Brust, der Unterleib und die untere Seite der Flügel ist blasgelb. Die Federn am Halse endigen sich mit einem schmalen schwärzlichen Rändchen. Der obere Theil der Flügel schildert mit grünen und blauen Farben. Die aussenstehenden Fahnen der Schwung- und Dekfedern sind blau bis vornehin, wo sie eine dunkle Bleifarbe haben. Die inwendige Fahnen sind ebenfalls dunkel bleifarben. Das hintere bedektliegende Theil derselben ist weiß.

Der hintere Theil des Rükkens ist hellblau, an den Seiten schildert dieß Hellblaue, so wie

an

an den Flügeln, mit grünen und blauen Farben. Der Schwanz ist keilförmig ungetheilt, und besteht aus 11 bis 12 Federn, die oben ins Blaue und Bleifarbene schildern, unten aber ganz Dunkelbleifarben sind.

Die Flügel haben 20 bis 22 Federn. Die Schenkel sind ganz mit gelblichen Federn bedekt. Die Beine sehr kurz. An den Füßen sizzen 4 Zehen, davon drei vorwärts und einer rükwärts gekehrt sind. Von den drei Vorwärtsstehenden, die meist ganz zusammengewachsen sind, ist der Mittelste der längste. Die Beine sind mit einer blutrothen Pergamenthaut überzogen; die kurzen Krallen sind schwarz.

Die ganze Länge, von der Spizze des Schnabels bis ans Ende des Schwanzes, beträgt $14\frac{1}{8}$ Zoll. Die Breite der ausgespannten Flügel $13\frac{5}{8}$ Zoll.

Die drei fast ganz zusammen gewachsenen Vorderzehen dieses Eisvogels machten also

wohl eine wesentliche Verschiedenheit zwischen ihm und den Unsrigen aus. Weil unser gemeiner Eisvogel, Alcedo Ispida Lin., eine bewegliche Vorderzehe hat, die er bald vor- bald zurükschlagen, und, wie Hr. R. Bechstein sagt, aus seinen Schreitfüßen Kletterfüße machen kann *). Auch ist die Zunge des Alcedo fleischig, sehr kurz, flach und spizzig; da hingegen von den oben beschriebenen gesagt wird: daß seine Zunge beinartig und vorne etwas eingekerbt sey. In der Größe ist ebenfalls ein beträchtlicher Unterschied, da der unsrige nur 8 Zoll lang ist.

Der hier beschriebene große Eisvogel scheint etwas mit dem großen Afrikanischen Eisvogel, welchen Brisson den Eisvogel von Madagaskar nennt, überein zu kommen.

*) S. Bechsteins gemeinnüzzige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drei Reichen. Zweiter Band. S. 533.

V. Ord. Grallae.

Der kleine weisse Reiher von Java.

Auf den Reißfeldern und Wiesen der Insel Java lassen sich ganze Truppen weisse Reiher sehen, die von den Inländern Kondo genannt werden. Man hat ihnen hier den Namen kleine weisse Reiher gegeben, um sie von dem großen weissen Reiher, Ardea Alba Lin. zu unterscheiden, mit welchem sie, so wohl wegen der weissen Farbe ihrer Federn, als auch wegen des gelben Schnabels und der grünlich gelben Pergamenthaut um die Augen herum, sehr viele Aehnlichkeit haben.

Der Kopf dieser kleinen weissen Reiher ist vorne etwas platt gedrükt. Der spizzige gelbe Schnabel ist lang, meist gerade und nur wenig niederwärts gebogen. Die Spizze seines Obertheils ist schwarz.

Die Nasenlöcher sind länglich und stehen nahe an der Wurzel des Schnabels in Riefen,

die fast bis an die Spizze desselben reichen. Vom Obertheil des Schnabels erstrekt sich zu beiden Seiten eine grünlich gelbe Pergament-haut, welche die beiden kahlen Flekke bildet, worinne die Augen etwas hinter dem Schnabel stehen.

Die Augäpfel sind schwarz. Die Iris gelb. Von den beiden gelblichen Nikhäutchen ist das unterste sehr durchsichtig. Die Zunge ist pfeilförmig und sehr spiz.

Der Hals ist lang und liegt, wenn das Thier in Ruhe sizt, in verschiedenen Krümmungen zusammen gebogen. Unten sind die Federn daran länger, als oben.

Der Körper ist kurz. Die langen und schmalen Flügel haben 23 bis 24 Schwung- und Dekfedern. In dem kurzen keilförmigen Schwanze stehen 12 Ruderfedern. Die Beine sind lang. Die Schenkel bis an ihre Mitte fleischig und mit Federn bewachsen; das untere Theil derselben ist nakt und mit einer

schuppichten Pergamenthaut bekleidet, die oben gelblich und unten blaulich grau ist. Die Beine sind ebenfalls mit einer blaulich grauen Pergamenthaut überzogen. Sie haben vier Zehen, davon drei vorwärts stehen und einer rükwärts. Der äussere hat fünf Glieder. Der mittlere viere, der innere drei und der rükwärtsstehende nur zwei. Die beiden hintersten Glieder der äussern und mittleren Zehen sind durch eine Schwimmhaut verbunden. Die Krallen sind dunkelgrau.

Die Farbe der Federn ist durchgehends weiß; und fällt nur hier und da etwas ins Gelbliche.

Bei verschiedenen dieser Vögel, findet man hinten auf dem Rükken, meist zwischen den Flügeln, eine Parthie Federn mit langen dünnen Fahnen, die fast bis ans Ende des Schwanzes reichen.

Es giebt unter diesen Reihern auch welche mit ganz dunkelgrauen, oder schwärzlichen Bei-

nen, ohne das mindeste Gelbe, und mit einem Schnabel von eben dieser Farbe, der bloß an der Wurzel gelb ist.

Er lebt von Fischen und Würmern. Sein Nest bauet er auf hohe Bäume in den am Seestrande liegenden Wäldern. Seine ganze Länge, von der Spizze des Schnabels bis zu Ende des Schwanzes, ist 2 Fuß 1 Zoll.

VIII. Ord. Gallinae.

Der Junovogel von Malakka.

Dieser schöne Vogel hat einige Aehnlichkeit mit dem Pfau. Jedoch fehlt ihm der prächtige lange Schwanz desselben; dafür aber sind die Dekfedern seiner Flügel mit runden Flekken geziert, die wie die Augen oder Spiegel auf den Schwanzfedern des Lieblings der Juno aussehen, weswegen er auch den Namen Junovogel erhalten hat.

Sein Schnabel ist graulich weiß, länglich, und erhaben rund; das Obertheil geht mit einem Haken über das Untertheil hervor. Die Nasenlöcher sind mit einer weissen knorplichen Haut überwölbet. Das platte Vorhaupt ist mit kurzen schwärzlichen Federn bewachsen. Die Zügel sind blaulich. Die Augen ziemlich groß und lebendig. Die Ohrenlöcher sind mit dünnen von den innern Seiten herausgewachsenen Haaren bedekt. Der Hinterkopf ist mit dunklen Federn geziert, die, weil sie etwas zurük gekräuselt stehen, eine Art von Kuppe bilden. Der lange Hals ist mit braun- und schwarzbunten Federn besezt. Am Vorhalse sind diese Federn etwas heller und röthlicher.

Die Flügel sind lang. Die zehn ersten, oder die Schwungfedern haben blaue Schäfte. Auf der einen Seite dieses Schaftes ist der Grund gelblich, mit vielen regelmäßig gestellten braunen Flekken, und auf der andern läuft ausser dieser Zeichnung noch ein brauner, weißgesprenkelter Streifen längst dem Schafte herunter. Unten sind sie graulich mit dunkeln

Flekken. Auf diese folgen zwölf lange Dekfedern mit weissen Schäften, die auf einer Seite einen hellgrau und weissen Grund mit braunen Flekken haben, und auf der andern einen hellgrauen Grund mit braunen Flekken, und einen in die Länge laufenden braunen Streifen. Neben diesem Streifen stehen eine Reihe runder Augen, die ohngefähr $\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser haben, und völlig denienigen gleichen, die man auf dem Schwanze des Pfaues siehet. An der Unterseite sind diese Federn fast eben so gezeichnet, nur etwas blässer. In dem Afterflügel stehen 4 krumme Federn, meist braun von Farbe.

Der keilförmige Schwanz ist ohngefähr 9 Zoll lang, und hat zwölf Ruderfedern, die so wohl oben als unten meist schwarz mit weissen Sprenkeln sind. Wegen der Länge der Dekfedern reicht er nur wenig hervor. Die Federn an der Brust und Bauche sind braun mit schwarzen Flekchen. Die Beine sind mässig lang und ungespornt; oben mit braunen Daunenfedern, und unten mit einer hochrothen

Haut bekleidet. Drei Zehen stehen vorwärts und einer rükwärts. Alle haben weisse Krallen.

Die Länge vom Kopfe bis ans Ende des Schwanzes ist $2\frac{1}{2}$ Fuß. Das Weibchen ist viel kleiner. Die Federn seiner Kuppe sind borstenartig, und seine Farbe durchgehends braun und schwarzbunt. Auch fehlen ihm die Spiegel auf den Flügeln.

IX. Ord. Passeres.

1) Der Ziegenmelker Caprimulgus.

Dieser Vogel hat in Indien nicht vollkommen die Größe eines europäischen Krammetsvogels. Man sieht ihn nie bei Tage umher fliegen. Nur allein des Nachts fliegt er seiner Nahrung nach, die aus Insekten besteht. Alsdann erfüllt er die Luft mit seinem eintönigen Geschrei, welches viel Uebereinkunft mit dem Klatschen

der Zunge hat, mit welchem die Reiter ihre Pferde aufmuntern; oder fast so klinget, als wenn man einen glatten Stein oder ein Stük Eis über eine gefrorne Wasserfläche mit einem starken Wurfe hingleiten lässet.

Im Holländischen wird er der Calfater genennt, weil sein Geschrei in der Ferne fast so lautet, als wie das Schlagen der Hämmer, welche man beim Kalfatern der Schiffe hört.

Sein Kopf ist platt und gedrukt, durch den Wuchs der Federn sieht er indessen noch ziemlich rund aus. Die Augen sind groß; der Rachen sehr weit, weil er ihn, wegen der dehnbaren Haut an den Seiten desselben sehr stark aufsperren kann. Der Schnabel ist dünne, platt, vorne etwas übergekrümmt, doch läuft das Ende der niedergekrümmten Spizze des Unterkiefers wieder ein wenig in die Höhe. Die Ohren sind große offne Löcher, die dichte hinter dem Schnabel stehen. Die Nasenlöcher stehen oben auf dem Schnabel in kleinen Röhrchen. Auf beiden Seiten des Oberkiefers ste-

het eine Reihe langer steifer Borstenhaare. Die Zunge ist pfeilförmig, ungetheilt, aber mit zwei hervorstehenden Spizzen. Der Hals ist stark mit Federn bewachsen. Die Brust dik. In den Flügeln stehen 20 bis 21 Schwung- und Dekfedern, und im Schwanze 10 Ruderfedern. Die Beine sind kurz. Die Schenkel bis über die Knie mit Federn bewachsen; das Untertheil derselben ist mit einer blaulichen Pergamenthaut überzogen.

An den Füßen sind drei Vorzehen und eine Hinterzehe. Die ersten Glieder der Vorzehen sind mit einer Haut verbunden. Die mittelste Vorzehe ist viel länger als die andern, und hat einen langen schwarzen Nagel, der inwendig kammförmig gezähnt ist. Diese Zähne sind braun. Die Nägel der übrigen Zehen sind kleiner und ebenfalls schwarz.

Die ersten Schwungfedern haben auf ihrer Mitte einen großen etwas runden weissen Flek, doch sind diese Flekken auf der dritten und vierten mehr vierekkig und mit braun ver-

mengt. Die übrigen Schwungfedern sind meist schwärzlich, nur unten und an den Spizzen haben sie einige braune und grauliche Sprenkeln. Die folgenden Federn der Flügel sind schwarz und gelblich braun gewürfelt. Die Schwanzfedern sind abwechselnd mit schwarzen Querstreifen, und mit gelblich grauen Flekken, die schwarz gesprenkelt sind, besezt.

Die übrige Farbe des Oberleibes, des Kopfs, des Halses und der Brust, ist ein bräunliches Grau, das aus kleinen weissen, schwarzen und gelblichen Sprenkeln zusammen gesezt ist.

2) Schwalbe mit dem eßbaren Neste.

Schon in dem Linneischen System wird dieses kleine Vögelchen zu dem Geschlechte der Schwalben gezählt, und zwar mit völligem Rechte, weil es seinem ganzen Körperbau und Haushaltung nach unter die Schwalben gehört.

Linne' führt sie unter dem Namen Hirundo esculenta an. Aber die Beschreibung, die er und andere Naturforscher davon entwarfen, paßt nicht ganz auf die kleine Schwalbe, deren Nestchens in Indien als eine große Lekkerei so theuer bezahlt werden. Da sie auf der Insel Java sehr häufig gefunden wird, so gaben sich in neuern Zeiten einige Liebhaber der Naturgeschichte daselbst viel Mühe, dieses Vögelchen genauer kennen zu lernen, und mein Bruder besuchte selbst die Gebirge, auf welchen ihre Nester eingesamelt werden.

In seinen Briefen findet man das Resultat dieser Untersuchungen *). Ich will also hier nur dasienige anführen, was eigentlich zum charakteristischen Unterscheidungszeichen des Geschlechts gehört.

Der ganze Vogel ist vom Schnabel bis an Schwanz nicht länger als 4½ Zoll, und so

*) S. die Briefe des Hrn. v. Wurmb und des Hrn. B. v. Wollzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien. S. 193.

leichte, daß zehen derselben nicht viel über 2½ Unze wiegen.

Der Kopf ist etwas gedrükt, scheint aber wegen der Federn dik, rund und in Vergleichung mit dem übrigen Körper groß zu seyn. Der Schnabel ist breit, mit einer kleinen ahlförmigen niederwärts gebogenen Spizze, und kann sich, wie bei andern Schwalbenarten, sehr weit aufthun. Die Augen sind schwarz und ziemlich groß. Die Zunge ungetheilt und pfeilförmig. Die Ohren sind runde, platte, nakte Flekken mit länglichen Oeffnungen, die ganz unter den Federn des Hauptes verborgen liegen. Der Hals ist kurz. Die sehr kurzen Beine sind fast ganz mit Federn bewachsen, nur das Untertheil derselben ist mit einer schwarzen pergamentähnlichen Haut bekleidet.

Die Füße haben vier Zehen; drei stehen vorwärts und eine rükwärts. Alle sind bis zur Wurzel von einander getrennt. Die mittelste ist mit dem Nagel völlig so lang, als das ganze Untertheil des Beines. Alle Zehen

haben schwarze krummgebogene scharfe, ziemlich lange Nägel, welche auch dem Vogel sehr nüzlich sind, um sich damit überall an die Felsen und Klippen anhängen zu können.

Der Schwanz ist völlig so lang, als der ganze Leib mit Hals und Kopfe. Wenn er ausgebreitet ist, hat er eine keilförmige Gestalt, und besteht aus 10 Ruderfedern.

In den Flügeln sind sechszehn bis achtzehn Schwung- und Dekfedern. Die vier ersten Schwungfedern sind sehr lang, und reichen, wenn die Flügel zusammen liegen, beinahe einen Zoll über den Schwanz hin. Die folgenden Federn nehmen immer nach und nach in der Länge ab, bis auf die 6 leztern, die gleich lang sind.

Die Farbe des Vogels ist ein etwas ins grüne fallendes grauliches Schwarz, doch ohne Sprenkeln und Flekken. Hinten auf dem Rükken nach dem Schwanze zu, fällt dies Schwärzliche ins Mäusefahle.

Linne' giebt als ein unterscheidendes Kennzeichen der Hirundo esculenta an: daß bloß die Schwanzfedern weisse Flekken hätten.

Rumphius, der sie unter dem Namen Capodes Marinae anführt, giebt ihnen Schwanzfedern mit weissen Flekken und weiß und schwarz gesprenkelte Brüste.

Valentin in der Beschreibung der kleinen Schwalbe, die die eßbaren Nester bauet, sagt weder von Sprenkeln noch Flekken etwas, sondern nur, daß sie einen weissen schwarzgewässerten Bauch habe.

Die Beschreibung, die Linne' davon entwarf, war vermuthlich nach einer Abzeichnung von Brisson, die in Sina sollte gezeichnet seyn, gemacht *); da man aber iezt zuverlässig weiß: daß die Hirundo esculenta, so lüstern auch die Sinesen auf ihre Nester sind, nir-

*) S. Houttyn's Naturgeschichte 2c.

nirgends in Sina gefunden wird, so wird man sich auch wenig auf diese Abbildung verlassen können.

Wenn man indessen das, was die gedachten Naturforscher angeführt haben, als wesentliche Verschiedenheiten betrachten wolle, so würde man wenigstens zwei verschiedene Arten dieser Schwalben mit eßbaren Nestern annehmen müssen. Die eine mit gesprenkelten Brüsten und weissen Flekken auf den Ruderfedern, und die andere ohne alle Sprenkeln und Flekken. Eine dritte Art würde die Burong itam ausmachen, die ihre Nester ebenfalls aus eßbaren Stoffen bereitet, die aber wegen der vielen darunter gemengten kleinen Federn und anderm Unrathe nicht zu gebrauchen sind. Dieser Vogel ist übrigens bloß darinne von der oben beschriebenen Hirundo esculenta verschieden, daß er größer ist, und daß die Beine bis an die Füße mit kleinen Federn bewachsen sind.

Man findet sie hier und da in verschiedenen Bergen; die Javaer nennen sie Menome,

Burong itam, Burong Sukut und Lintje. Man sieht sie nicht gerne in den Vögelbergen, und sucht sie, so viel möglich, auszurotten.

Die Javaer nennen den Vogel, welcher die guten Nester bauet: Waled, Burong daya, auch Lawit.

Unter den lezten und leider unvollendeten Aufsäzzen meines seligen Bruders, befanden sich auch die Beschreibungen zweier merkwürdigen indianischen Vögel.

Ich führe sie hier an, getraue mir aber nicht, ihnen ihre gehörigen Stellen in dem System anzuweisen, und muß dieses geschiktern Ornithologen überlassen; wenn es überhaupt möglich ist, aus den unvollständigen Beschreibungen das Geschlecht dieser Vögel aufzufinden.

1) Der Vogel Botok.

Man siehet diesen großen Vogel oft am Seeufer auf der Insel Java, wo er im Land-

striche Krawang an den Stranden auf sehr hohen Bäumen nistet.

Der Knochen des Obertheils des Kopfes ist nakt und flach gedrükt. Bei der Wurzel des Schnabels macht er einen kleinen Umschlag, (der aber nicht an allen gefunden wird). Ueber den Augen tritt er etwas scharf hervor, und dient den darunter liegenden ziemlich großen Augen zu einer Art von Beschüzzung. Der lange und meist geradestehende Schnabel ist hinten fast so dik als der Kopf, und läuft vorne keilförmig spiz zu. Am Rande ist er eben, hat oben einen runden Rükken, und an der Seite gerade Schaalen. Der Obertheil des Schnabels ist nicht sehr spiz, und auch vorne an beiden Seiten nicht scharf, sondern vielmehr etwas abgerundet. Das Untertheil hingegen hat eine scharfe Spizze. Die Zunge ist kurz, nur einen Zoll lang, und ⅜ Zoll breit. Die Ohren sind nicht bedekt, und stehen ganz hinten am Kopfe. Hinter dem Kopfe steht eine sehr dünne Kuppe von schräg gestellten Haarfedern. Der übrige Theil des nakten Kopfes

und Halses ist mit einer runzlichen Haut überzogen, die am Kopfe röthlich, übrigens aber gelb, und hier und da mit einigen schmuzzig weissen Daunenfedern besezt ist. Beim Männchen findet man noch über dieses unten am Halse einen röthlichen Flekken. Der Schnabel und der nakte Obertheil des Kopfes ist schmuzzig weiß, oder graulich. Am Ende des Halses fangen die Federn an, die auf dem Rükken, in den Flügeln und im Schwanze schwarz sind, und etwas ins Grünliche spielen. Unten am Leibe und an den Schenkeln sind sie gelblich weiß. Die Brust ist vorne nakt. In den Flügeln sizzen 32 Schwung- und Dekfedern, und im Schwanze 12 Ruderfedern. Unter diesen Schwanzfedern sizt beim Männchen noch eine Reihe weisser Federn mit daunenartigen Fahnen, meist so lang, als die Ruderfedern. Die Beine sind lang. Die fleischigen Schenkel sind nur oben mit Federn besezt, unten aber, so wie die Beine und Füße, mit einer schwarzen geschuppten Pergamenthaut bekleidet. An den Füßen sizzen vier Zehen; drei stehen vorwärts, und die vierte rükwärts, etwas

nach der inneren Seite zu. Jede Zehe ist mit einem kurzen, stumpfen Nagel versehen, und die drei Vorzehen sind an ihren untersten Gliedern durch ein starkes Fell zusammen vereinigt. Die hinterste Zehe hat zwei Glieder, die innere Vorzehe drei, die mittelste viere und die äussere fünfe.

Er ist von der Spizze des Schnabels bis ans Ende des Schwanzes 4 Fuß 4 Zoll lang. Von der Spizze des Schnabels bis zum Fußspizzen 5 Fuß 5 Zoll hoch. Die Breite der ausgespannten Flügel, von einer Spizze zur andern, beträgt 7 Fuß 10 Zoll.

Er gehört also mit unter die größten Vögel; schade, daß wir von seinen übrigen Eigenschaften und Haushaltung hier so wenig erfahren!

2) Der Vogel Maloe von Makassar.

Er ist vom Schnabel bis zur Schwanzspizze einen Fuß lang.

Der Kopf ist kugelförmig und mit einer spizzulaufenden Holle geziert. Der Schnabel ist gelbbraun, spiz und etwas gebogen. Der Hals dünne und kurz. Der Leib mit dem kurzen Schwanze hat viel Aehnlichkeit mit dem von der Wachtel. Die ziemlich langen rothen Füße haben vier Zehen, von welchen einer rükwärts steht.

Seine Stimme war eine Art von Girren.

Man zeigte ein Ey, das dieser Vogel sollte gelegt haben. Es schien aber viel zu groß nach Verhältniß seines Körpers zu seyn. Es war etwas über 3 Zoll lang, $2\frac{1}{16}$ Zoll hoch, und wog 12 Loth.

VI.

Merkwürdige Gewächse.

1. Der Gamberbaum.

Jedem Lande sind gewisse Gewohnheiten zum Bedürfniß geworden, die man entweder als Gegenmittel verschiedener Uebel für nothwendig hält, oder die der Luxus eingeführt hat. Dieß ist in Ostindien der Fall mit dem Sirie und Betel, die schon in den ältesten Zeiten vielen morgenländischen Völkern unentbehrlich waren, und davon bis auf den heutigen Tag noch ein so unmäßiger Gebrauch gemacht wird *). Die

*) S. die Briefe des Hrn. v. Wurmb, S. 117.

Lekkerhaftigkeit veranlaßte, daß man darauf verfiel, den Geschmak des Sirie und Betels durch andere Zusäzze zu verbessern und angenehmer zu machen. Der Catju, die Cardamumen nebst dem sinesischen und iavaischen Tabak, welche man zu dem Ende unter den Sirie und Betel kauete, waren für das gemeine Volk zu kostbar. Man dachte daher auf ein wohlfeileres Ingredienz, und fand dieses in dem ausgekochten und verdikten Safte der Blätter des Gamberbaumes, der sich auch aus der Absicht am besten für die ärmere Volksklasse schikt, weil davon nur wenig auf einmal braucht genommen zu werden, und ein Stükchen, das bloß den achten Theil eines Zolles ins Gevierte hat, hinlänglich ist, um in ein Sirieblatt gewikkelt und verbraucht zu werden.

Man legte sich nun mit Eifer auf die Anpflanzung dieses Baumes, und an vielen Orten, besonders aber zu Malakka, findet man große Pflanzungen davon, die größtentheils Sinesen oder Maleyern gehören.

Der Samberbaum erreicht mehrentheils eine Höhe von sieben bis acht Fuß, hat aber selten nur einen Stamm, sondern besteht aus verschiedenen unter einander verwachsenen geilen Aufschößlingen. Seine kurzen mit zähen und dünnen Fasern besezten Wurzeln, dringen nicht tief in die Erde, breiten sich auch nicht weit aus. Inwendig sind sie gelb von Farbe, die äussere Rinde hat die Dikke, wie die Radix china, und hat auch, wenn sie getroknet ist, mit dieser einige Aehnlichkeit.

Dieser Baum kömmt fast in iedem Boden fort, nur liebt er die gar zu feuchten Orte nicht.

Wenn die Blätter iung sind, so haben sie eine hellgrüne etwas ins Gelbe fallende Farbe. Diese verändert sich, wenn das Blatt älter wird, ins Dunkelgrüne, und nach und nach ins Rothe, mit einer Menge schwarzer Stippen und Flekken. Dann ist es ein Zeichen, daß es überreif geworden, und im Kurzen verwelken werde. Wenn es aber dunkelgrün ist, so hat es den gehörigen Grad von Reife, und wird abgeschnitten, um gekocht zu werden.

Das Blatt enthält einen sehr schleimichten Saft in sich, der gelb aussieht, und dem man, wenn man das Blatt mit der Hand reibt, auspressen kann. Ein ausgewachsenes Blatt ist gemeiniglich drei Zoll lang, zuweilen minder oder mehr, und kaum zwei Zoll breit. Die Spizze des Blattes ist einigermaßen umgebogen, in manchen nach der rechten, und in andern nach der linken Seite zu. Auch ist die Spizze des einen immer mehr umgebogen, als die des andern, wenn sie schon beide von gleicher Größe und vollkommener Reife sind.

Das Blatt sizt an einem kurzen Stiel, der nur einen viertel Zoll lang ist, und hat in der Quere durch verschiedene Falten.

Meinem sel. Bruder wurden von Malakka aus verschiedene Zweige von diesem Baume nach Batavia übersendet, und er entwarf davon folgende Beschreibung.

„Der Gamberbaum muß, so viel aus „den überschikten Zweigen zu ersehen ist, in die

„erste Ordnung der fünften Klasse des Linei„schen Systems zwischen die Portlandia „und Roella eingeschoben werden; weil er „eine einblättrige, über den Fruchtknoten ste„hende Blumenkrone, zweifache gekrönte Saa„menkapseln, fünf Staubfäden und einen „Staubweg mit einer ungetheilten Narbe hat.

„Die iungen Zweige dieses Baums sind „durch den Rand ihrer Blätter gleichsam in „Absäzze vertheilt. Die Blätter sind einrippig, „am Rande nicht ausgeschnitten, fast einför„mig, schräge zugespizt und stehen auf kurzen „Stielen gegen einander über. Die Blumen„knospen kommen an einfachen runden Stielen „aus den Winkeln, die die Blätter mit den „Zweigen machen, hervor, und stehen ebenfalls „einander mehrentheils gegen über.

„Aus einem gemeinschaftlichen viermal ein„geschnittenen Kelch, kömmt ein Stielchen her„vor, auf welchem der Blumenboden sizt, der „rund umher mit zwei und achtzig und mehrern „festaufsizzenden Blümchens bewachsen ist.

„Die besonderen Kelche haben fünf Ein-
„schnitte; ihr unterer Theil bildet sich zur
„Frucht, an welcher diese Einschnitte, als eine
„kleine Krone sizzen bleiben. Die einblättrigen
„Blumenkronen sind präsentiertellerförmig (hy-
„pocrateriformis) und oben in fünf runde
„Läppchens vertheilt. Inwendig am obern
„Theile der Blumenkrone stehen kurze Staub-
„fäden, mit breiten und etwas länglichten
„Staubbeuteln. In der Mitte stehet ein lan-
„ges Pistil mit einer knotichten Narbe. Die
„Frucht besteht aus einer gekrönten länglichen
„zweifächerichten Kapsel mit vielen sehr kleinen
„geflügelten Saamenkörnern.

„Die Abbildung der Gatta Gambir
„auf der XXXIV Tafel im fünften Theile von
„Rumphs Kräuterbuche hat viele Aehnlich-
„keit mit den Zweigen dieses Malakkischen
„Gamberbaumes. Rumph selbst hat dieses
„schon bemerkt, und dafür gewarnet, daß man
„diese zwei Gewächse nicht mit einander ver-
„wechseln soll.“

Die Blumenkrone hat fünf kleine gelbe Blättchens; in der Mitte ist sie fleischfarben und am Ende röthlich. Nachdem sie zehn bis zwölf Tage geblühet haben, fällt die Blume ab, und die Fruchtkapsel bleibt bis zur Reife sizzen. Sie erreicht, wenn sie ausgewachsen hat, die Länge von einem und einem viertel Zoll, wird aber kaum einen achtel Zoll dikke. Wenn sie trokken wird, und eine dunkelbraune Farbe annimmt, welches die Pflanzer als ein Zeichen ihrer Reife ansehen, so wird sie abgepflükt. Der Saamen muß aber gleich darauf, längstens in drei Tagen wieder gesäet werden, ausserdem würde er, wenn man ihn nur zehen bis zwölf Tage, ia selbst noch kürzere Zeit liegen ließe, alle Fruchtbarkeit verlieren und nicht aufgehen. Dieser Saame ist so fein, daß er kaum die Größe des kleinsten Sandkörnchens hat; dabei ist er glatt und einigermaaßen eiförmig.

Die Anlegung einer solchen Plantage oder Cadang, wie man sie in Indien nennt, durch den Saamen, geschieht auf folgende Art;

Man säet den Saamen auf Beete, die vorher gegraben und fein eben gemacht sind. Auf diese Beete wird der Saamen oben darauf gestreuet, aber nicht mit Erde bedekt, weil er sonst verfaulen würde. In Zeit von vierzehn bis funfzehn Tagen geht alsdann der Saame auf. Drei Monate nachher hat die junge Pflanze die Höhe von sechs bis sieben Zoll erreicht, dann ist es Zeit sie zu verpflanzen.

Man pflanzt die jungen Pflanzen, deren Wurzeln starke gelbe Fasern haben, in runde Löcher, die 6 bis 8 Zoll tief sind und einen Fuß und darüber in Durchmesser haben. Diese Löcher überdekt man, wenn die Pflanzen hinein gesezt sind, mit allerhand Baumblättern, die die Sonnenhizze abhalten. So wie die jungen Bäume nach und nach bekleiben, und in die Höhe wachsen, füllet man diese Löcher immer mehr zu, wodurch die zarten Wurzeln desto besser in die Erde fassen können. Nachdem sie ein halbes Jahr so gestanden haben, können die Zweige zum erstenmale abgeschnitten und die Blätter gebraucht werden; dieses geschieht in der Folge alle sechs Monate.

Der Gämberbaum scheint den Anfällen schädlicher Insekten weniger ausgesezt zu seyn, als alle andere Bäume. Die weissen Ameisen machen zwar wohl zuweilen ihre Nester an den untersten Zweigen, und bringen dadurch den Baum etwas in seinem Wachsthum zurük; das Blatt selbst aber leidet davon nichts. Zuweilen, aber doch selten, werden hier und da die Blätter einzelner Bäume durch die Larve eines ganz kleinen Käfers, der seine Eier in das noch ganz junge Blatt legt, zusammen gezogen. Wilde Thiere, als Schweine, Hirsche, Büffel und dergleichen thun den Blättern keinen Schaden, welches vermuthlich ihrem herben zusammenziehenden Geschmak zuzuschreiben ist.

Um den Saft aus den Blättern zu bekommen und den eigentlichen Gamber zu verfertigen, werden die Blätter, wenn sie ihre gehörige Reife haben, mit den kleinen Zäkchens, woran sie sizzen, abgeschnitten; dieses muß aber des Morgens oder des Abends in der Kühle geschehen, weil die Blätter dann mehr Saft in sich haben, als wenn sie der

brennenden Sonnenhizze lange ausgesezt gewesen sind. Nachher werden sie in einem Kessel mit Wasser ohngefähr fünf Stunden lang gekocht, und wenn man urtheilt, daß aller Saft ausgekocht ist, werden die Blätter mit einem über einen Reif gespannten Nezze heraus genommen. Der Saft muß sodann noch eine geraume zeitlang kochen, bis er gehörig verdikt ist. Dann wird er durch ein Sieb in kleine irdene Töpfe geschüttet, damit alle Unreinigkeit zurük bleibe. In diesen Töpfen bleibt er stehen, bis er durch öfteres Umrühren mit den Händen, um die ein angefeuchtetes Tuch gewikkelt wird, kalt und steif genug geworden ist. Nachher wird diese Masse in ein leinen Tuch geschlagen und unter eine Presse gebracht, damit alles Wasser noch gänzlich ausgepreßt werde, denn ie reiner das Wasser ausgedrükt wird, desto weisser und besser wird der Gamber. Ist dieß geschehen, so wird die ausgedrükte Masse in so große oder kleine Stükchen geschnitten, als man verlangt. Diese Stükchen werden entweder an kleine Bambusstäbchen gestekt, oder auf Hordchens, die auch von

Bam-

Bambusrohr gemacht werden, an der Sonne getroknet. Nachher wird er in Säkke gethan, und in die Höhe über das Kochhaus gelegt, damit die darinne in die Höhe schlagende Hizze alle noch vorhandene Feuchtigkeit herausziehe. Denn, wenn nur die mindeste Feuchtigkeit zurükbleibt, so wird der Gamber sogleich schimmelig und unbrauchbar. Daher denn auch der zum Verkauf aufgehobene Gamber von Zeit zu Zeit auf Matten von Rohr oder Bambus in die Sonne gesezt werden muß. Wenn es zu der Zeit, da der Gamber gekocht wird, stark regnet, und er nicht an der Sonne, sondern, wie so eben gesagt worden ist, nur in den Kochhäusern, oder über der Hizze der Oefen kann getroknet werden, so wird der Gamber durch den Rauch schwarz und unansehnlich.

Es giebt unterschiedene Sorten von Gamber, die sowohl an Farbe, Geschmak, als auch der Form nach, welche man ihnen im Schneiden giebt, verschieden sind. Die beste Sorte wird in dreiekkichte Stükchen, von ohngefähr

einem halben Zoll in die Länge, und einen viertel Zoll dikke geschnitten. Er ist gelb von Farbe, und wird gemeiniglich auf gespaltene Bambusröhrchen gestekt und an der Sonne getroknet. Hierzu wird der beste Saft genommen, der aus den nur halb ausgekochten Blättern kömmt, und daher gelb von Farbe, nicht so stark, und leichter vom Gewichte wird.

Eine andere Sorte ist beinahe viereckig von Gestalt, und ie gelber sie ist, desto besser ist sie. Indessen findet man doch auch unter dieser Sorte welchen, der, ob er schon sauber und unverfälscht ist, dennoch schwarz und unansehnlicher, und dieserhalb auch wohlfeiler ist. Die Ursache davon ist oben schon angezeigt worden.

Noch eine andere Sorte kömmt von Siac. Es sind runde Scheiben von zwei Zoll im Durchmesser, und einen viertel Zoll dik. Dieser sieht man die Verfälschung sehr deutlich an.

Noch eine Sorte, die kugelrund ist, von zwei Zoll im Durchmesser, kömmt von Pata-

bahan. Sie siehet äusserlich schwarz aus, ist aufgesprungen und voller Blätter.

Zu Kampar, auf der Insel Sumatra, werden dreierlei Sorten von Gamber gemacht. Die eine Sorte bestehet in runden Scheiben, die kaum fingersdikke sind, und wohl vier Zoll im Durchmesser haben. Die andere Sorte hat die Größe und Gestalt der Flintenkugeln. Die dritte gleicht dem Gamber, der zu Siac gemacht wird, und ist ebenfalls, doch auf eine sehr feine Art, verfälscht.

Die Pflanzer zu Kampar wissen die bereits ausgekochten Blätter zu einem feinen Mehle zu machen, und dieses unter den Gamber zu mengen. Die zu Siac mischen Sagomehl darunter. Von der lezteren Sorte wird sehr viel nach der östlichen Seite von Java verführt.

Ehedem wurde das Picol Gamber von hundert und fünd und zwanzig Pfund zu sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Reichsthaler

verkauft; gegenwärtig kostet es nur sechs Reichsthaler. Daher kömmt es, daß eine Gamberplantage, die vorhin für achthundert Reichsthlr. verkauft wurde, iezt kaum sechzig Rthlr. werth ist.

---

2. Die Uby.

In der vorhergehenden Beschreibung der Insel Celebes wurde gesagt, daß die Inwohner an verschiedenen Orten sich stark auf den Anbau der Uby legten. Ich will daher hier eine nähere Beschreibung dieser nüzlichen Erdfrucht einrükken.

Nach den neuesten Nachrichten aus Indien kennt man davon vier und zwanzig Arten. Verschiedene davon hat Linne' bereits in seinem Systeme unter dem Namen Dioscorea angeführt. Ueberhaupt ist die Uby ein Gewächse, das mit den bei uns bekannten Erdäpfeln viele Aehnlichkeit hat. Die mehresten

Arten davon brauchen eine Zeit von sieben Monaten, ehe sie zu ihrer Vollkommenheit gelangen, halten sich aber ein ganzes Jahr; sie werden geschälet, und entweder gebraten, oder gekocht gegessen, und müßen sehr oft in Indien die Stelle des Reißes vertreten, so wie bei uns die Erdäpfel beim Mangel anderer Feldfrüchte, oft ganze Provinzen vor Hungersnoth schüzzen. Mit Zukker, und der Milch aus Kokosnüssen gekocht, geben sie ein sehr nahrhaftes und gutschmekkendes Gerichte.

1) Uby Buton, auch Uby Jay und Sonen genannt; beim Linne' Dioscorea alata, hat die Gestalt wie unsere Winterbirne, nur daß das dikke Ende davon nach oben gekehrt ist. Auswendig ist sie braun, etwas glatt und gestreift. Inwendig ist die zarte Schaale etwas röther, fast wie bei den rothen Erdäpfeln. Die innere Substanz ist ganz weiß und sehr saftig, daher sie auch gekocht etwas klebrig ist; gebraten aber fast wie frischgebakkenes Brot schmekt.

2) Kalady, Timbul oder Tallas, Arum colocosia Lin. dunkelbraun und rauh

von Schaale, mit vielen Fasern besezt, die hier und da in zarte Würzelchen auslaufen. In Surinam nennt man dies Gewächs Tayer. Man hat sie in der Größe von großen Rettichen. Die Schaale ist sehr dünne und inwendig aschfarben. Sie wird in Indien nur gegessen, wenn die vorhergehende Art nicht zu haben ist. Mehrentheils wird sie, mit Zukker und Kokosmilch gekocht, auf den Tisch gebracht.

3) Uby Merra, oder rothe Patatte, weil sie eine ganz rothe Schaale hat. Convolvulus, Lin. Sie hat beinahe die Gestalt einer kleinen knotigen Gurke, einen langen Stiel und eine ziemlich lange Spizwurzel. Die Schaale ist dünne, und das Inwendige fast wie bei unsern Erdäpfeln.

4) Uby Puty, Convolvulus Lin. ist von der vorhergehenden bloß der Farbe nach verschieden.

Diese vier Arten werden mehrentheils zwischen die Ananasfelder gepflanzt, in großer

Menge verbraucht und für sehr gesund gehalten. Da hingegen die folgenden Arten wenig angebauet werden, weil sie minder gut zur Nahrung sind, und die mehresten nur mit größter Vorsicht dürfen gegessen werden.

5) Uby Opak, oder Biajon. Eine gelbliche Wurzel von der Größe eines mittelmäßigen Apfels.

6) Uby Comblie, auch Daun Subran, Dioscorea Aculeata, Lin. Eine Art von Erdnüssen.

7) Ubi Liling. Ist länglich und sieht fast wie eine Blutwurst aus; nur daß sie auswendig rauh und uneben ist; inwendig ist sie blaßgelb und klebricht. Dioscorea Sativa, Lin. Ehe man sie kocht, wird sie allzeit vorher ausgepreßt.

8) Uby Bantam, auch Tjokol und Castella; hat eine rothe Schale, und ist, wenn sie in heisser Asche gebraten wird, sehr schmakhaft.

9) Uby Cajou, auch Capur und Simpon, ist fast ungenießbar, und so hart als Holz.

10) Uby Boulait, von Gestalt wie eine lange Gurke. Ist auf eine seltsame Art mit schwärzlichen und hellbraunen Adern (wie gewisse Melonen Arten) überstrikt. Sie erreicht in vier Monaten ihr völliges Wachsthum, kann aber nicht aufbewahrt werden. Man hält dafür, daß dieses die nämliche Frucht sey, die man in Surinam Jammes zu nennen pflegt.

11) Bancunan, hat einen dikken Stiel, und wird roh gegessen. Die äussere Schale ist gelblich. Inwendig ist das Fleisch weiß. Man kann sie leicht schälen, wie die weissen Rüben, welchen sie auch an Geschmakke sehr nahe kömmt.

12) Die Gadong, Dioscorea Trifilla, Lin. hat eine ganz besondere und von den vorhergehenden Arten verschiedene Eigen-

schaft. Man weicht die innere Substanz ein, troknet sie nachher wieder und ißt sie wie den Reiß. Da man diese Frucht sehr lange, ohne daß sie verdirbt, aufbewahren kann, so wird sie dadurch desto nüzlicher. Indessen ist der ausgepreßte Saft davon sehr schädlich.

13) Uby Calappa, ist so groß wie eine Cocosnuß.

14) Uby Manare, kann nur alsdann gegessen werden, wenn sie geschält, und nachdem der Saft ausgedrükt worden ist, gekocht wird.

15) Uby Teloor. In der Größe eines Eies, wovon sie auch den Namen trägt.

16) Uby Bongle; oder weisse Wurzel.

17) Uby Corban. Büffel Wurzel.

18) Uby Dular. Schlangenwurzel. Dioscorea opposité folia, Lin.

19) Uby Gorita. Vielfüßige Wurzel.

20) Uby Susu. Milchwurzel, Convolvulus, Lin.

21) Uby Babu, oder Buna, Dioscorea bulbifera, Lin.

22) Uby Outan. Dioscorea Pentaphilla, Lin.

23) Uby Tury, oder Tali Coupan, Dioscorea Vilosa, Lin.

24) Uby Soak. Beim Rumphius Tacca. Beim Linné Dracontium. Diese wird bloß ihrer schönen Blumen halber angepflanzt. Sie hat das Besondere, daß zuerst ein Stamm mit vielen Blättern, fünf bis sechs Fuß hoch, aus der Erde hervortreibt. Wenn dieser verwelkt ist, so schießt aus der Wurzel wieder eine sehr schöne Blume hervor, die man mit der Wurzel ausgräbt und in Töpfe gepflanzt in die Zimmer sezt.

Da wir keine Gelegenheit haben, die Blumen der hier angeführten Ubyarten zu untersuchen, so müssen wir uns mit diesen unvoll-

ständigen Beschreibungen behelfen, auch dahingestellt seyn lassen, ob die Vergleichungen mit dem Linneischen System so ganz richtig sind!

---

3. Catjang Tannah.

Die Catjang Tannah, oder Erdbohne, ist eine derienigen Feldfrüchte, welche die Sinesen aus ihrem Vaterlande mit nach Java brachten, und auch daselbst mit dem dieser Nation eignen Fleisse und Geschikke iährlich in großer Menge anbauen. Diese Pflanze ist für die Einwohner von Batavia von äusserster Wichtigkeit. Weil aus den Bohnen selbst ein sehr gutes Oehl geschlagen wird, woran es sonst bei der überaus starken Consumtion hier sehr fehlen würde; und dann auch, weil die ausgepreßten Kuchen des Catjangs den besten Dünger für die Zukkerplantagen und Gemüsgärten geben.

Die Catjang Tannah ist ein kriechend Gewächs, das stets mit seinen langen, run-

den und zähen, etwa eines Strohhalms dikken Ranken auf der Erde fortläuft. Aus jeder Wurzel schießen viele solche Ranken hervor, die sich wieder vertheilen, und auf diese Art einen großen Raum einnehmen. Hier und da stehen an diesen Ranken kurze, einfache, kaum fingerslange Stiele, die oben eingetieft sind, und an welchen vier Blätter gegen einander über sizzen. Diese Blätter sind fast einen Zoll lang, und einen halben Zoll breit. An den Spizzen sind sie rund, oben hochgrün ohne Glanz, und von unten blaugrün, oder vielmehr graulich und dabei ungeript.

Da, wo der Stiel dieser Blätter hervorkömmt, stehen zwei kleine spizzige Blättchen, aus deren Mitte ein dünnes Stielchen herauswächset, das eine einzige Blume trägt, die etwas ähnliches mit der Bohnenblüthe hat.

Diese Blume ist goldgelb, nur die zwei untersten Blätter sind etwas hellgelber. Es folgen öfters zwei bis drei solcher Blumen auf einander, sie dauern aber nie länger, als einen

Tag, und tragen keine Früchte. Nachdem sie aber abgefallen sind, treibt die nämliche Knospe wieder ein anderes, ganz weisses Stielchen hervor, das sich niederwärts beugt, und ohngefähr vier Querfinger tief in die Erde dringet, wo sich dann erst an dessen äussersten Ende die Frucht ansezt, und daran wie eine Eichel hängt. Diese Frucht ist kaum einen halben Finger lang und eben so dikke, dabei ist sie inwendig in zwei bis drei Behältnisse vertheilt, und an der Spizze etwas umgebogen. Ihre Farbe ist grau; von Aussen ist sie, wegen der vielen Adern, die um sie her laufen, rauh und runzlich. Unter der zerbrechlichen Schale liegen zwei bis drei Kerne, wie die von den Haselnüssen, doch etwas kleiner, platt und mit dem obern Theile zusammen gedränget. Sie sind mit einer dünnen röthlichen Haut umgeben, unter der man einen troknen weissen Kern findet, der in zwei Theile zerfällt. Roh gegessen, schmekken diese Kerne wie Bohnen, gebraten aber wie Nüsse.

Die Ränder aller Blätter sind dicht mit weichen Häärchen bekleidet; daher die ganze

Pflanze grau aussiehet. Nach Sonnenuntergang schliessen sich die Blätter nach oben zu zusammen und bleiben so die ganze Nacht, bis sie sich mit dem Aufgang der Sonne wieder entfalten.

Die Wurzel ist weiß und hart, mit vielen Warzen besezt, hat aber wenig Nebenwurzeln; durch die weissen Stielchen, an welchen die Früchte sizzen, wird die Pflanze indessen doch feste in der Erde gehalten.

Die Art, wie diese Erdbohne angebauet wird, ist folgende: Soll die Anpflanzung auf einem Boden vorgenommen werden, der mit Holz und Sträuchern bewachsen ist, so wird ein solcher Ort vorher hinlänglich davon gereinigt. Alsdann werden alle Wurzeln ausgegraben, und der Erdboden wird sechs bis acht Wochen lang immer aufs frische umgepflügt, bis alles Unkraut völlig ausgerottet und die Erde vollkommen weich und lokker ist. Nachher wird dieser Plaz noch einmal überpflüget, und in einer Weite von zwei und einem halben

Fuß gerade Furchen darauf gezogen. Dieser Zwischenraum ist nicht allein nöthig, damit sich die Pflanze hinlänglich ausbreiten kann, sondern auch, daß die iungen Pflanzen ohne viele Mühe mit dem Pfluge vom Unkraute können gereinigt werden. In diese Furchen werden mit der Hakke Löcher gemacht, in iedes derselben läßt der Pflanzer vier bis fünf Bohnen fallen, und scharret im Fortschreiten mit dem Fuße Erde darüber. In einem fetten Boden macht man diese Löcher zwei Fuß, und in magerem ein und einen halben Fuß aus einander.

Auf Java ist der rothe Boden, der nicht mit zu vieler Thonerde vermischt ist, der zuträglichste für die Katjang Tannah. Der weisse thonichte hingegen ganz unbrauchbar. Im schwarzen festen Boden kömmt sie auch nicht recht fort, und trägt darin mehrentheils Schalen ohne Kerne. Nach der Aussaat, die im October, oder eben vor dem Anfange der Regenzeit vorgenommen wird, läßt man den Akker noch einmal leicht überpflügen. Einen

Monat später aber, wenn die Katjang schon einer Spanne hoch aufgeschossen ist, werden die iungen Pflanzen, so viel möglich, von der überflüssigen Erde entblößt, und mit frisch aufgelokkerter Erde mit dem Pfluge wieder angehäuft. In diesem Zeitpunkte gewährt ein auf diese Art bearbeitetes Stük Feld einen ungemein schönen Anblik *). Wenn die Pflanzen zwei Monate alt sind, so werden sie getreten, um dadurch das Einwurzeln der Ranken mit ihren Fruchtstielchen zu befördern. Diese Ranken breiten sich sodann in einem fruchtbaren und wohlbearbeiteten Boden sehr schnell und weit aus,

*) Mit unsern gewöhnlichen europäischen Pflügen würde dieß freilich nicht thunlich seyn. Die Pflüge, die man in dieser Gegend von Indien braucht, sind aber auch von einer ganz andern Beschaffenheit, und gleichen mehr dem sogenannten Haken, oder dem Pfluge der Alten. S. vom Pfluge der Alten in der Vorrede des Hrn. Voß zu seiner Uebersezzung des Puplius Virgilius Maro Landbau, und die Abbildung eines solchen Pfluges auf dem Titelkupfer.

aus, und wenn der Akkersmann diese Behandlung wohl versteht, so kann er wohl den dritten Theil der Aussaat ersparen.

Im Mai, oder sieben Monate nach der Aussaat, wird die Katjang reif, welches man an dem Verwelken der Blätter erkennt. Die vertrokneten Blätter werden alsdann mit einem eisernen Werkzeuge, das einem großen Harken gleicht, und von Büffeln gezogen wird, so rein, als möglich, abgeharkt. Ist der Boden durch dürre Witterung sehr hart geworden, so wird er durch den Pflug hier und da etwas aufgelokkert.

Das Ausgraben der Nüsse selbst verrichten Weiber und Kinder mit einem spannenlangen und zwei Finger breiten spizzigen Bambusrohr. Sie sizzen dabei in einer langen Reihe, und sind, ohnerachtet der brennenden Sonnenhizze, die oft nicht durch das kleinste Lüftchen gekühlt wird, vom Morgen bis an späten Abend mit dieser Arbeit beschäftigt.

Ihr Verdienst richtet sich nach ihrem Fleisse; für sieben und sechzig Pfund, oder fünf Gantangs, bekommen sie drei Stüver, ohngefähr zwei Groschen nach unserm Gelde. Von der Anzahl der Arbeiter hängt, nebst dem guten Wachsthum dieser Frucht, hauptsächlich die Einträglichkeit der Erndte ab. Bei Mangel an Arbeitern geht oft, durch die sich im Herbst einstellenden frühzeitigen Schlagregen, ein großer Theil dieses Gewächses verlohren, denn, so bald die Catjang anfängt aufs Neue wieder auszuschießen, sind die Bohnen leer und unbrauchbar.

Wenn das Ausgraben der Bohnen vorbei ist, und die Regenzeit herbeikömmt, wird der Boden aufs frische zwischen den Pflanzen überpflüget. Man kann nachher vier bis fünf Jahre erndten, ehe man nöthig hat, eine neue Aussaat vorzunehmen: wobei es hauptsächlich auf den Fleiß der Akkerleute, das öftere Ausjäten des Unkrautes und Reinerhalten der Pflanzen ankömmt. Nach Verlauf dieser Zeit kann auf demselben Akker mit Vortheil keine

neue Aussaat vorgenommen werden; ausser, wenn der Boden etwa sehr fruchtbar wäre, und man ihm durch starkes Düngen oder tiefes Pflügen zu Hülfe käme. Gewöhnlich wird der Akker nachher erst ein Jahr mit Reiß besäet, und durch das Stroh desselben zu neuer Fruchtbarkeit gestärkt.

Uebrigens ist der Anbau dieser Erdbohnen sehr vortheilhaft, weil auf einen Akker von vierzig Rheinl. Ruthen ins Gevierte, ohngefähr nur zweitausend Pfund Aussaat nöthig sind, und davon über zwanzig tausend Pfund gewonnen werden, die, selbst nach dem Mittelpreis gerechnet, zu Batavia über hundert und zwanzig Rthlr werth sind.

Im ersten Jahre ist der Ertrag zwar so ansehnlich nicht, und vergütet bloß die Unkosten der ersten Bearbeitung; die darauf folgenden drei oder vier Erndten aber ist er desto ansehnlicher.

Die vornehmsten Feinde dieses Gewächses sind die häufigen Ueberschwemmungen, die wilden Schweine und weissen Ameisen.

Der hauptsächlichste Gebrauch, der von der Erdbohne gemacht wird, besteht darin, daß man vortrefliches Oel daraus schlägt. Auch wird die Bohne selbst, wenn sie vorher geröstet worden, häufig gegessen.

Das Schlagen des Oels geschiehet auf folgende Art: Die Bohnen werden auf einem in die Erde gemauerten Roste getroknet und stark geröstet, nachher fein gemahlen und durchgesiebet. Das feine Mehl wird in einem hölzernen Geschirre, das fest zugedekt werden kann, auf einem kegelförmig gebauten Ofen warm gemacht, und hernach auf die Erde in dikke eiserne Ringe, von einem und einem halben Fuß im Durchmesser, geschüttet, mit Reißstroh leicht umwunden und so zu Kuchen getreten. Solcher Kuchen werden eine Menge zusammen in einen langen ausgehöhlten Baum gelegt; alsdann treiben zwei Männer mit einem harten und schweren Steine, der an einem Querholze hänget, in welchem verschiedene Kerben sind, um den Stein vorwärts und rükwärts schieben zu können, zwischen dem Kuchen und dem Ende

des Baums hölzerne Keile ein, wodurch das Oel vollkommen rein herausgepreßt wird. Zwei hundert und zwanzig Pfund Katjang geben siebzehn und eine halbe Kanne Oel, die zwei und einen viertel Reichsthlr. kosten *).

Vier Menschen können auf diese Art täglich neunzig Kannen Oel schlagen, und verdienen bei dieser schweren Arbeit monatlich vier Dukatons.

Die ausgepreßten Kuchen nennen die Sinesen Tay Manjak. Sie werden klein gestoßen und auf die Aekker gestreuet, wo sie einen vortreflichen Dünger geben. Ein Laxa, oder ein Stük Feld von vierzig Ruthen ins Gevierte, kann durch fünfhundert solche Kuchen, die ohngefähr zu Batavia sechs bis sieben Rthlr. kosten, hinlänglich gedünget werden.

*) In Frankreich erhält man aus hundert Pfund reinen Buchen Kernen, durch zweimaliges Pressen dreizehn Pfund Oel. S. Baudin's, Deputirten des Nationalkonvents 2c. Berichte 2c.

Bei einer Katjang-Pflanzung und dazu gehörigen Oelmühlen ziehen die Sinesen allzeit eine Heerde Schweine auf, die öfters über zweihundert Stük stark ist. Während dem Graben der Katjang bis zu der Zeit, da man das Feld wieder überpflügt, gehen die Schweine auf diese Aekker, und sind dann am fettesten und am theuersten; so bald aber der Akker wieder gepflügt worden ist, und die Pflanzen anfangen aufs Neue hervor zu wachsen, treibt man sie nicht mehr darauf. Sie werden alsdann mit Blättern von der Kelady Aijer, die Rumphius unter dem Namen Caladium Aquatile beschreibt, gefüttert. Diese Blätter werden klein gehakt, gekocht und mit Reißkleien angemenget.

Da in der so volkreichen Stadt Batavia sowohl der nothdürftige Gebrauch, als auch der Luxus eine ungeheure Quantität Oel erfordert *), und auch die ausgepreßten Kuchen als

*) S. die Briefe des Hrn. v. Wurmb auf seinen Reisen nach Afrika und Asien.

Dünger für die Zukker-Plantagen und Gemüsegärten unentbehrlich sind, so war die Einführung dieser Pflanze ein sehr großes Geschenk für iene Gegenden.

Die Sinesen, die als die fleissigsten und erfahrensten Gärtner in dieser Sache wohl eine Stimme haben mögen, behaupten: daß der Mist von allen Thieren den Gartengewächsen nicht zuträglich sey, auch die Fortpflanzung des Ungeziefers befördere. Sie haben daher in ihren Gärten stets große Kübel mit Wasser gefüllt, in welche sie solche Catjangkuchen, oder Tay Manjaks werfen, und gewissermaßen verfaulen lassen; mit dieser Feuchtigkeit begießen sie sodann die Beete sehr fleissig, und die Erfahrung lehrt wirklich, daß diese Düngung den Wachsthum der Pflanzen sehr befördert und das Ungeziefer tödet.

Die Sinesen rechnen, daß iede Mühle, wenn die Catjang gut gerathen ist, iährlich wenigstens zwanzig tausend Kannen Oel liefern kann. Da nun in der Gegend von Batavia

ein und funfzig solcher Mühlen sind, so können darauf eine Million und zwanzig tausend Kannen Oel geschlagen werden, daraus ohngefähr hundert und dreißigtausend Reichsthaler gelöset werden.

Hierzu wird ein Terrain von ohngefähr sechshundert Laxas erfordert *), zu deren Bearbeitung mehr als tausend Menschen gehören, weil man auf den Laxa wenigstens zwei Arbeiter rechnen muß. Hierzu kommen noch sechshundert Arbeiter, die auf den ein und funfzig Oelmühlen nöthig sind. Es finden also mehr als sechzehn hundert Menschen auf diese Art ihren Unterhalt, ohne dieienigen, die durch den Verkauf des Oels oder andere kleine Nebenbeschäftigungen dabei Verdienst haben.

Sollte ein Gewächs, das einen so einträglichen Nahrungszweig und so beträchtlichen

*) Ein Laxa ist, wenn vom Felde die Rede ist, allzeit ein Stük Landes von vierzig Rheinl. Ruthen ins Gevierte.

Vortheil in der Landwirthschaft gewähret, nicht verdienen, daß man Versuche macht, ob es sich auch in unsern europäischen Boden verpflanzen und an unser Clima gewöhnen liesse.

In den mittäglichen Gegenden, wo man künftig, wenn der iezzige traurige und länderverheerende Krieg geendigt ist, sich aus wahrem Bedürfniß auf eine ausgebreitetere und verbesserte Feldwirthschaft wird legen müssen, könnte der Anbau dieser Frucht von grossem Nuzzen und wenigen Schwierigkeiten seyn. Aber auch in nördlichen Ländern würde es dem fleißigen und geduldigen Wirthschafter vielleicht gelingen, sie unter die Zahl seiner nüzlichen Landesprodukte zu versezzen, wie dieß schon mit mehreren Pflanzen aus den heissen Himmelsstrichen der Fall war. Sechzehnhundert Menschen in einem nicht gar zu grossen Distrikte mit einer Arbeit zu beschäftigen, die, wie der Akkerbau überhaupt, für die Gesundheit des Leibes und der Seele so zuträglich ist, würde doch wohl wohlthätiger für ein Land seyn, als so viel Menschen in Manufaktur-

Gebäude einschließen, und durch den Körper schwächende Arbeiten und seelenverderbende Sitten auf ganze Generationen hinaus verkrüppeln lassen?

Ich würde mich freuen, wenn irgend ein Menschenfreund durch diese Beschreibung aufmerksam auf dieß nüzliche Naturprodukt gemacht würde, und Versuche zu dessen Verpflanzung in unser Vaterland machte.

Ist die Erdbohne an unser Clima zu gewöhnen, so kann sie auch bei unsrer gegenwärtigen Wirthschaft dem Landmanne von großem Nuzzen seyn, und vielleicht bessere Dienste thun, als alle diejenigen Feldfrüchte, woraus wir zeither unser Oel bereiteten. Da besonders unser Rübsaamen die Felder so stark auszehrt, öfterem Mißwachs unterworfen ist, sein Stroh fast gar keinen, oder doch nur schlechten Dünger giebt, und keine Mast für irgend eine Viehart damit verbunden werden kann. —

In Indien werden die Catjangs nur durch Büffel gemahlen. Eine Arbeit, die diese

sonst dauerhaften Thiere so stark angreift, daß viere derselben, die wechselsweise arbeiten müssen, nicht mehr als dreitausend zwei hundert und vierzig Pfund in vier und zwanzig Stunden mahlen können. Auch wird das Oel mit sehr unvollkommnen Werkzeugen ausgepreßt. Unsere Oel- und Mahlmühlen würden uns in Stand sezzen, dieß alles auf eine leichtere, geschwindere und also auch vortheilhaftere Art zu bewirken.

VII.

Beiträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes des Hindostanischen Reiches und der diesseits und ienseits des Ganges liegenden beiden Halbinseln *).

Hindos-stan, welches so viel sagen will, als das Land am Indus, liegt zwischen den beiden Flüssen Indus und Ganges,

*) Dieser Aufsaz befindet sich in den Abhandlungen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia. Ob

unter dem siebenten bis zum vierzigsten Grade nördl. Breite, und dem sechs und sechszigsten bis zum zwei und neunzigsten Grade der Länge von Teneriffa. Gegen Norden wird es durch eine Reihe hoher Gebirge von der Thibetanischen Tatarei geschieden; und gegen Süden bildet es die Halbinsel an der Westseite des Ganges, die auf allen drei Seiten von dem Indischen Meere bespühlt wird.

Unter allen Werken, die seit zwanzig Jahren von den Engländern und Franzosen über dieses Reich geschrieben worden sind, ist die Geschichte von Hindostan, die Alexander

er gleich schon vor dem Jahre 1783 geschrieben wurde, und sich nachher vieles in ienen Reichen verändert hat, so schien er mir doch in vielem Betracht des Uebersezzens werth. Alles, was bereits hinlänglich bekannt ist, habe ich indessen weggelassen. — Man kann iezt selbst in einer deutschen Uebersezzung den Tiefenthaler lesen, wo alles, was die Religion, Sitten und Gebräuche iener Völker betrift, ausführlich genug beschrieben ist.

Dow 1770 bis 1772, in 3 4to Bänden herausgegeben hat, die beste und brauchbarste. Er war Obristlieutenant in Diensten der Engl. Kompagnie, und hatte also Gelegenheit, dieses Land kennen zu lernen.

Der erste Theil dieser Geschichte enthält eine sehr ausführliche Beschreibung aller Hindostanischen Kaiser vom Jahr 977 bis 1605.

Im zweiten Theile wird diese Geschichte bis auf den gegenwärtigen Kaiser Shaw Allum fortgesezt, und ein kurzer Abriß des Staates von Hindostan gegeben.

Der dritte Theil enthält die Lebensgeschichte seiner Regenten, vom Kaiser Akbar bis auf Aurengzeb.

Thomas Jeffrey's gab 1772 eine Karte von Hindostan heraus, die sehr gut ist, und die beim gegenwärtigen Entwurfe ist gebraucht worden.

William Bolts, hat seinen Considerations on Indian affairs 1772, auch eine sehr

gute Karte beigefügt. Die neuesten hat der Major Renell 1778 herausgegeben; eine von Hindostan, und eine von Bengalen.

Seit der Erscheinung dieser Werke, die zum Theil zu weitschweifig und langweilig sind, und manche Dinge enthalten, die für den größten Theil der Leser nicht das mindeste Interesse haben können, sind in ienen Ländern mancherlei Veränderungen vorgefallen. Wir wollen also nur hier noch einige Beiträge zur Kenntniß dieser Reiche liefern.

Dow fängt seine Geschichte der Kaiser von Hindostan mit dem Jahre 977 an. Aber zuverlässig kam dieß Reich erstlich unter die Regierung eines Kaisers, da Tamerlan oder Mier Timur 1379 mit seinen Mogolen ganz Hindostan eroberte. Seine Nachkommen regieren noch.

1. Mier Timur, oder Tamerlan regierte 1379
2. Mirur-Sja 1405
3. Mirzazäd 1408

4.	Pier Mahomed -	regierte	1447
5.	Abu-zaid - -	— —	1452
6.	Scheik Omar - -	— —	1469
7.	Schah Badour -	— —	1497
8.	Homajan - -	— —	1532
9.	Schah Ekbar - -	— —	1552
10.	Sja Selim - -	— —	1620
11.	Sja djena - -	— —	1626
12.	Eurang Seeb, oder Aurengzeb - - - -	— —	1657
13.	Sja Allum Badier	— —	1707
14.	Mosadier - -	— —	1712
15.	Tarocheer - -	— —	1713
16.	Rasedan Sja - -	— —	1719
17.	Ricocheer - -	— —	1729
18.	Mahumet Sja -	— —	1731

Unter dessen Regierung eroberte der König von Persien Nadir Schah, oder Thamas Koulikan 1739 das ganze Land. Er sezte zwar Mahumet Sja wieder auf den Thron, führte aber alle zusammengetriebene Schäzze und Kostbarkeiten mit nach Persien.

19. Ametsja - - - regierte 1757
20. Alum Gier - - — — 1759
21. Sja Alum, oder Alum Goar gelangte den 29. Dec. 1764 auf den Thron.

Nie war das Reich in einem blühendern Zustande, als unter der Regierung Aurengzebs, der über hundert Jahre alt wurde.

Damals war es in ein und zwanzig Provinzen vertheilt; hatte zweihundert und vier Städte, fünftausend sechs und vierzig Dörfer (Pergunnas), und die öffentlichen Einkünfte beliefen sich auf 251,323,851 Roppen oder dreimalhundert sieben und siebenzig Millionen holländische Gulden.

Nach dem Tode dieses großen Regenten gerieth das Reich nach und nach in Verfall. Jeder Gouverneur warf sich zum Oberherrn in seiner Provinz auf, und der feindliche Einfall des Thamas Koulikan, der alle Schäzze mit nach Persien schleppte, richtete es folgends ganz zu Grunde. Seit dieser Zeit wurde es eine Beute

der Pataner, Seyks, Jäyts, Maratten und der Engländer.

Gegenwärtig ist das Hindostanische Reich in folgende Provinzen vertheilt.

1. Kabul,
2. Gafna,
3. Multan.

Liegen auf beiden Seiten des Indus, und gehören Machmet Abdulla, Oberhaupt der Pataner.

4. Penjab,
5. Soret,
6. Jesselmeer,
7. Sindy,
8. Bukor.

Gegen Morgen vom Indus, gehören Jessarsing, dem Oberhaupte der Seyks.

9. Kachemire.

Gegen Morgen, hat seinen eigenen Fürsten.

10. Ferrugabad.

In der Mitte, hat ebenfalls seinen eigenen Regenten.

11. Agra.

Gehört den Jayts.

12. Delly (Delhi.)

Gehört dem Großmogul.

13. Laknouw.

Gehört dem Nabob Susja Dohla.

14. Bengalen,
15. Behaar, (Bahar).
16. Koran und
17. Orira, oder die fünf Ser caars gegen Morgen, gehören den Engländern.
18. Golconda.

Gehört Nisan Ali.

19. Karnatick und
20. Djinji.

Gehören dem Nabob Mahomet Ali-Chan.

21. Tanjour.

Hat seinen eigenen Fürsten.

22. Marawa.

Gehört Mahomet Ali-Chan.]

23. Madura.

Ebenfalls dem Nabob Mahomet Ali-Chan.

24. Trevancour, auf der Westküste.
25. Mallevaar.
26. Maisur } gehörten Aider Ali-
27. Kanara } Chan.
28. Dekan,
29. Kunkan und
30. Gazuratte.

Gehören den Maratten.

Die älteren Einwohner von Hindostan sind die Hindus, die auch Gentiven und Benjanen genannt werden. Nach dem allgemeinsten Urtheil aller Geschichtschreiber wird dieses Volk für eins der Aeltesten auf dem Erdboden gehalten.

Von ihren heiligen Büchern, den Vedam u. dergl. so wie auch von ihren Religionsgebräuchen und der Eintheilung dieses Volkes in verschiedene Kasten hat man bereits so ausführliche Nachrichten, daß es überflüssig seyn würde, hier etwas davon zu erwähnen.

Es haben sich nachher noch verschiedene andere Nationen in Hindostan festgesezt. Als die Mohren (die aus Arabien, der Bucharei und Mongalei hierher kamen und Eroberungen machten). Sie sind Mahumedaner von der Sekte des Ali; indessen ist ihre Religion hier mit vielen abergläubischen Gebräuchen des Landes vermischt worden.

Die Seiks, welche Nachfolger eines Thibetanischen Weisen sind, und einen Gottesdienst haben, der aus der Gentivischen- und Mahumedanischen Religion zusammengesezt ist. Sie tragen alle sehr lange Bärte, und dürfen sich nie scheeren.

Die Parsis, Feueranbeter, auch Geubern und Gauren, verliessen Persien, nach-

dem ihr lezter König Hormisdas durch die Kalifen überwunden worden war. Es befinden sich von ihnen ohngefähr hundert tausend in der Gegend von Suratte, wo sie vom Landbau und Webereien leben. Eine Anzahl davon vermiethet sich in die Dienste der Europäer; es sind sehr getreue Leute. Der vornehmste Gegenstand ihrer Verehrung ist das heilige Feuer. Sie behaupten, daß es noch immer in einem Tempel bei der Stadt Dama fortbrenne, wohin sie es bei ihrer Flucht aus Persien brachten.

Der Zendavesta von Zoroaster enthält die Vorschriften ihrer Religion. Auch Anhänger des Budsoischen Gottesdienstes, oder Verehrer des Dalai-Lama giebt es in Hindostan, doch ist ihre Anzahl nicht beträchtlich.

Die Pataner, die der muhamedanischen Religion zugethan sind, kamen im zehnten Jahrhundert aus Persien nach Indien, und errichteten längst dem Indus das Reich Gesna oder Gasna.

Im Jahr 1767 sezten sie sich im mogolischen Reiche unter ihrem Fürsten Achmet Abdalla feste. Sein Sohn Timur Scha beherrscht an beiden Seiten des Indus folgende Provinzen:

Gasna,

Kabul,

Multan und

Candahar. Er residirt in der Hauptstadt dieser Provinz, und seine Einkünfte werden sehr hoch angegeben. In dem Kriege gegen Persien hatte er hunderttausend Reuter in seinen Diensten.

Die Länder der Seiks, die mehr als eine religiöse Sekte, als wie eine besondere Völkerschaft anzusehen sind, grenzen gegen Morgen an die der Pataner. Sie besizzen die Provinzen:

Penjab, oder der fünf Flüsse,

Soret,

Jesselmeer,

Sindy und

Bukor, längst dem Flusse Indus bis nach Tatta hin.

Ihr Oberhaupt ist Jessarah Singh, der wohl 250 Lak jährliches Einkommen hat *), und sechszigtausend Mann ins Feld stellen kann.

Die Provinz Cachemire, die gegen Norden an der vorhergehenden liegt, hat ihren eigenen Fürsten. Man glaubt, daß die Vasa Murrhynum, die zuerst nach der Ueberwindung des Mithritades mit nach Rom geführt wurden, aus dieser Provinz gekommen sind. Zu den Zeiten des Augustus wurde eine solche Vasa Murrhynum für dreihundert Talente (oder mehr als drei Tonnen Goldes) verkauft. Der Beschreibung nach waren diese Gefäße von einer Art Achate, mit erhabenen Figuren gearbeitet. Man findet sie in keinem Kabinette mehr. Der Direktor Bachenacht zu Bengalen hat eine besessen, die iezt in den Händen eines Inländers zu Batavia ist, der sie Dompo Awang nannte.

*) Ein Lak ist hunderttausend Rupien.

Es ist eine Art von Porphyr, und kostet ihrem iezzigen Besizzer dreitausend Gulden *).

Ferugabad, eine große Stadt, die mit der Provinz, in der sie liegt, dem Achmet-chan gehört. Seine Einkünfte belaufen sich wohl auf funfzig Lak Rupien; er hat stets zwanzig tausend Reuter in seinem Dienste. Die Lage dieser Provinz in unwegsamen Gebirgen hat ihr das Glük zugezogen, daß sie bis iezt noch nie hat können angegriffen werden.

Agra gehört nebst dem umliegenden Landstriche den Jayts. Ihr Fürst, Sohar Singh, hat viele Einkünfte, ist aber, wegen des beständigen Krieges mit den Maratten, genöthigt, stets funfzig tausend Reuter im Felde zu halten.

*) Wer über die Vasa Murrhinum etwas nachlesen will, der findet Nachrichten davon im Pauw's Recherches sur les Egiptiens &c. beim du Cange unter dem Worte Madro, und in dem Dictionaire Enciclopedique unter dem Worte Vases Murryns.

Dheli liegt in der Provinz Doab, oder in der Provinz, die zwei Flüsse genannt. Im Jahre 1774 besaß die Fürstl. Familie der Rohillas, aus dem Geschlechte der Pataner, dieses Land. Sie wurden aber in dem nemlichen Jahre durch den Nabob von Out, mit Hülfe der Engländer, vertrieben. Seit dieser Zeit gehört Dheli dem Großmogul Shah Allum. Dieser unglükliche Fürst ist ein schöner Mann, aber von einer sehr melankolischen Gesichtsbildung; 1780 wurde er 56 Jahr alt. Seine Macht ist so herunter gesunken, daß er iezt beinahe nichts zu leben hat. Die Engländer haben sich zwar seit 1765 verpflichtet, ihm iährlich sechsundzwanzig Lak Rupien zu bezahlen, davon er aber noch nichts erhalten hat.

Out und Laknour sind zwei Provinzen des Nabobs Assafat Dowla. Er hat sehr viele Einkünfte und eine starke Kriegesmacht. Durch seine Freundschaft mit den Engländern ist er iezt einer der mächtigsten Fürsten in Indien.

In dieser Provinz liegt die berühmte hohe Schule der Gentiven, Benares; die gelehrtesten Braminen halten sich alda auf; auch werden ihre heiligen Schriften hier verwahrt. Es ist bekannt, wie geheim sie alles, was zu ihrer Religion gehört, halten, und mit welchen ausserordentlichen Schwierigkeiten die Erlernung der Sprache, in welcher ihre heiligen Bücher geschrieben sind, verknüpft ist. Man darf sich also fürs erste noch keine Hoffnung machen, eine rechte ächte Uebersezzung davon zu erhalten *).

Die Engländer hatten zu Ghode ein Lager, und, zufolge eines Schreibens vom 2ten März 1780, das man zu Batavia erhielt, wer-

*) Wir lesen zwar iezt auch im Deutschen die Uebersezzung des Ezurvedams von La Croix, auch was Anquetil du perron von den heiligen Büchern der Morgenländer geschrieben hat. Aber wer kann unter diesen Umständen nur einen Senfkorns großen Glauben an die Zuverlässigkeit ihrer Uebersezzungen und Nachrichten haben.

den in dieser Gegend viele Löwen gefunden. Seit dem Jahre 1756 spielen die Engländer in Bengalen und Behaar vollkommen den Meister. Die Holländer, Franzosen und Dänen haben hier und da bloße Logen, und treiben einen sehr eingeschränkten Handel. Diese Länder haben zwar ihr eigenes Oberhaupt, und die Engländer geben vor, bloß in seinem Namen zu regieren; indessen ist alle Macht in ihren Händen.

Bengalen wurde 1595 durch den Kaiser Akbar dem Reiche des Großmoguls einverleibt. Den 23 Juni 1757 kam es in die Hände der Engländer, die sich dafür durch einen Kontrakt verbanden, an dem Großmogul jährlich 26 Lak Rupien, und an den Nabob 50 dito zu bezahlen.

Der damalige Nabob hieß Seradja Dowla. 1758 folgte ihm Mier Jaffier Ali-chan; dieser wurde 1761 abgesezt und an seine Stelle Cassim Ali-chan erwählt. Da er aber mit den Engländern in Streit ge-

rieth, so stellten diese den vorigen Mier Jaffier Ali-Chan wieder an. 1765 folgte ihm Mier Floor. Dessen iüngster Bruder wurde 1770, unter dem Namen Mabaretut Dowla, zum Nabob angestellt. Indessen regiert eigentlich Mahomet Reza-Chan, unter dem Namen des kleinen Nabobs.

Seit 1718 hat der Nabob seine Residenz zu Mozudabad. Alle Landesregenten, Zemindars, (Lehnsleute) Fausdaars (Guverneurs) und andere stehen noch unter ihm. Indessen ist die ganze Gewalt nebst den Einkünften des Landes in den Händen der Engländer, und die eigentliche Regierung, die Schazkammer und Münze befinden sich zu Calcutta.

Die Engländer haben Bengalen in vierzehn Provinzen vertheilt, wovon die vornehmsten durch Oberaufseher regiert werden.

1) Calcutta, welche sich längst dem östlichen Ufer des Ganges bis an die See erstrekt. Hier befindet sich der Generalgouverneur, vier

Räthe und das hohe Justizkollegium. Man schäzt die Einkünfte von Bengalen auf funfzehn Millionen Rupien *).

Das neue Fort William daselbst ist sehr geräumig und stark befestigt. Die dänische Loge, Friedrich-Nagor, liegt sechs Meilen über Calcutta. Die französische Loge, Chander-Nagor, noch eine Meile weiter hinauf. In dem Dorfe Hougly (Hugli), oder Chinsura (Chinchüra), eine Meile über Chandor-Nagor, und sechs und dreißig Meilen von der See haben die Holländer eine Niederlassung und das Fort Gustavus. Auch besizt die holländische Kompagnie den Markt zu Mitsapur und das Dorf Bernagor. Ihre Schiffe aber lagen bei Wolta, an der westlichen Mündung des Ganges, der bei Bellasoor in die See fällt, an.

*) Seit 1784 ist zu Calcutta auch eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften errichtet worden.

2) Chettingam liegt an der östlichen Mündung des Ganges, und liefert unter andern sehr vieles Salz.

3) Cassimbazaar; eine Insel. Der Nabob residirt zu Noxudabad. Die englische Festung Bazimpur liegt zwei Meilen davon. Die Holländer haben eine Loge zu Calcapur. Dieser Distrikt ist, besonders seiner schönen Seide wegen, berühmt.

4) Lokkypur. 5) Berduaan. 6) Daadpur. 7) Bierboon. 8) Silet. 9) Purania. 10) Molda. 11) Rajamahol. 12) Middapur. 13) Bisbohen. 14) Rangipur.

Aus diesen Provinzen kömmt die beste Leinwand, und sie sind überhaupt für England eine wahre Goldgrube.

Dekka, eine Provinz, die ebenfalls an dem Ganges gegen Morgen von Bengalen liegt. Der Nabob Isarad Chan, der durch die Engländer angestellt wurde, hat viele Einkünfte.

Dekka liefert vieles Salz, und der Handel, der von hier aus nach dem Königreiche Assam getrieben wird, ist sehr einträglich.

Behaar hat seinen eigenen Nabob, der von den Engländern eingesezt wird. Die Hauptstadt heißt Patna. Das englische Campement ist zu Bansipur, zwei Meilen von Patna. Das Opium, der Salpeter und der Borax machen den vorzüglichen Reichthum dieser Provinz aus.

Seit 1774 gehört den Engländern auch die Provinz Kora, in welcher Illiabad liegt. Es ist ihre lezte Besizzung gegen Norden.

Orixa, gegen Süden von Bengalen, ist ebenfalls in den Händen der Engländer, wenigstens was die Küsten betrift: denn das Innere des Landes ist größtentheils in der Gewalt der Maratten. Die Engländer besizzen die fünf Circaars, oder Landschaften; Chicocol, in welcher Bimilipatnam liegt, wo die Holländer auch eine Loge haben. Rajamander, Mazulipatnam, Con-

dapali

dapali und Condebiev. Die beste Leinwand kömmt aus diesen Gegenden.

Auf der Halbinsel diesseits des Ganges liegt das ehedem so berühmte Reich Golconda und Dekan, das aber unter seinem gegenwärtigen Regenten sehr in Verfall gekommen ist. Dieß ist der Souba oder Unterkönig von Dekan, der von dem Großmogol Nisam Ul Moluk genannt wird. Da er auf der Morgenseite von den Engländern, und auf der Abendseite von den Maratten eingeschlossen ist, so bleibt ihm wenig übrig, als die große Stadt Hyderabaad mit ihrem Gebiete.

Carnatica, oder Bisnagur stößt gegen Süden daran. Es liegt an der Südseite des Flusses Colouro. Madras ist die Hauptstadt der englischen Besizzungen auf der Küste Coromandel *), der Siz eines englischen

*) Die westliche Küste der Halbinsel diesseits des Ganges wird zuweilen Malabar genennet, so wie die östliche die Küste Coromandel.

Gouverneurs und der zweiten Präsidentschaft in Ostindien. Die starke Festung heißt St. George.

Nordwärts von Madras liegt Paleacatta, wo die Holländer das Kastel Geldria haben; und gegen Süden Sadraspatnam, wo ebenfalls eine holländische Loge ist.

Der Souba von Carnatic, Mahomet Delichan, bekennt sich zur Mahumedanischen Religion. Er besizt viele Landschaften, die er mit Hülfe der Engländer erobert hat. Ihm gehört auch das Reich Gingi, welches der Fluß Palaru gegen Süden von Carnatica scheidet.

In diesem Reiche haben die Engländer das Fort St. Davis; die Holländer Portonova, und die Franzosen Pondichery. Diese leztgenannte Stadt ist bei allen Kriegen der unglükliche Tummelplaz gewesen. 1699 wurde sie von den Holländern eingenommen; 1761 und 1780 von den Engländern, in deren Händen sie noch ist.

Tanjour oder Tanschaur, welches durch den Fluß Colouro von dem vorhergehenden geschieden wird, hat seinen eigenen Fürsten, welcher dem gentivischen Gottesdienste anhängt. Er wurde 1771 von den Engländern aus seinem Reiche vertrieben; aber auf Befehl der Regierung in England 1775 wieder eingesezt. Er führt den Namen Tolasie Mabaradja. Er besizt ein mächtiges und ausgebreitetes Reich, wozu viele Seestädte gehören.

Die Holländer haben hier Nagapatnam *), und die Dänen Tranquebar. Trankebar Marava ist ein Landstrich, der allzeit seine eigenen Fürsten hatte, die mit der holländischen Kompagnie in einer sehr freundschaftlichen Verbindung standen.

Es wird nur durch die sogenannte Adamsbrükke (eine Sandbank, in welcher

*) Die Engländer haben es schon im vorigen Kriege den Holländern weggenommen und auch behalten.

nur eine Durchfahrt für kleine Fahrzeuge ist) von Seilon geschieden. Auch dieses Land wurde 1773 durch den Souba Mahomet Deli-Chan, mit Hülfe der Engländer, verheert. Die Hauptstadt darinne ist Ramadawaram. Bei der Adamsbrükke liegt die Insel Ramanakooy, auf der sich ein sehr berühmter Tempel der Gentiven befindet.

Auf der Küste liegt die holländische Residenz Kilkare.

Mahomet Deli-Chan ist auch Regente von Madura, unter dem Titel Naik, oder Fürst, wozu noch 72 Paleagaars, oder Freiherren, gehören. Dieß ist ein sehr großes Reich, in welchem viele Leinwand verfertigt wird. Die vornehmsten inländischen Städte sind Madura, Trichenipaly und Tirnevelho.

An der Küste liegen Tutecoryn, Manapaar und Ponnecail, oder die Alwatiernegerei der Holländer *).

*) In einigen Beschreibungen der Halbinsel diesseits des Ganges finde ich, daß die Holländer zu

Nordwärts vom Cap Comoryn liegt das Land des Trevancoor, eines gentivischen Fürsten, der mit den Holländern und Engländern im Bündniß steht. In seinem Lande wächset viel Pfeffer. Um sicher zu seyn, daß der Thronfolger ein ächter Absprößling der königlichen Familie sey, wird allzeit der Sohn von der Schwester des Königes dazu erwählt. Die Holländer haben hier zwei Residenzen. Eine zu Cap Comoryn, und die andere zu Coylang.

Das eigentliche Mallebar gehörte vor diesem dem Samoryn; gegenwärtig besizt die holländische Kompagnie einen Theil davon, so wie auch der König von Cochim, und der Theil des Samoryns ist iezt in den Händen

Tutecoryn eine Perlenfischerei haben sollen. Im obigen Aufsazze und andern neuern Nachrichten, die von Holländern herrühren, finde ich davon keine Anzeige, entweder ist sie also eingegangen, oder die vorsichtigen Holländer fanden nicht für gut, davon einige Erwähnung zu thun!

des mächtigen Haider Ali-Chan, welchen auch die Stadt Calicut gehört *).

Der Hauptplaz der holländischen Kompagnie ist Cochim. Gegen Süden hat sie zu Porca und gegen Norden zu Cranganoor Residenzen. Der König von Cochim ist nicht sehr mächtig. Sein Feldherr wird Paljetter genannt, und dieß ist eine erbliche Bedienung. Dieß Land wird von heidnischen Mallebaaren bewohnt; von St. Thomaschristen, die Nestorianer sind, und im siebenten Jahrhundert hierher kamen; von Katholiken, deren vornehmster Bischof den Titel Bischof von Germanien führt, und zu Waropoly residiert, wo viele Kirchen und Schulen sind; von Tupassen oder freigegebenen Sklaven. Auch giebt es viel Juden hier.

Ausser einem Theile von Mallebar besizt (besaß) der mächtige Fürst Haider Ali-Chan auch die Reiche Maisur und Canara.

*) Nämlich zur Zeit, da dieses geschrieben wurde.

Sein Vater war Gouverneur einer Maisourischen Provinz, und nachdem Haider Ali-Chan zum ersten Minister war erhoben worden, machte er sich zum Herrn des ganzen Reiches. Seringapatnam ist die Hauptstadt von Maisour, und Bidroer von Canara, in welchem noch die Seehäfen Mangeloor, Basseloor und Onor liegen.

Man wird sich eine Vorstellung von der Macht des berühmten Haider Ali-Chan machen können, wenn man die Stärke seiner Armee betrachtet, mit der er den 23. Nov. 1779 aus seiner Hauptstadt Seringapatnam marschierte. Sie bestand in

20000 Sipais,
20000 Reuter,
10000 Buks, leichte Truppen,
45000 Pions, oder Soldaten,
2500 Calang, oder Räuber,
900 Europäer.
40 Kanonen.

Mit dieser Macht belagerte er den 25sten August die Stadt Arcot. Schlug den 10ten

September den englischen General Monro. Eroberte den 1. Nov. Arcot, und belagerte sodann Madras.

Gegen Norden von diesem Reiche besizzen die Maratten die Provinzen Kunkan, Guzaratte und einen großen Theil von Dekan.

Die Maratten waren von Alters her ein sehr kriegerisches Volk, das, als es von dem Kaiser Aurengseeb vertrieben wurde, sich in dem nördlichen Theil von Dekan festsezte. Ihr Fürst führt den Titel Rana Raja, oder Sja Raja. Sie sind Gentiven und stehen allzeit mit einer Armee im Felde, um den Chout, oder den vierten Theil der Einkünfte einzutreiben.

Amadabat ist allzeit als die Hauptstadt des Reichs angesehen worden, und gehört, so wie das ganze Land, ausgenommen Suratte, den Maratten. Der Fürst residirt zu Puna, einer sehr großen Stadt, acht Tagereisen von Bombai und Sittarah. Ihr vornehmstes Raubnest Gheria wurde 1757 von

den Engländern verwüstet. Ihre Flotte liegt gegenwärtig in den Häfen von Bazyn und Gheria.

Seit dem 12ten März 1776 besizzen die Engländer die Stadt Suratte, unter dem Titel von Admiral des mogolischen Reiches.

Diese Stadt liegt unter dem 20sten Grad 10 Min. nördlicher Breite, und dem 88. Gr. 52 Min. der Länge, an dem Flusse Tassy. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, und das Kastel ist von den Engländern sehr stark befestigt und mit einer zahlreichen Besazzung versehen worden. Der Derbarh (oder Hof) wo der Nabob residirt, liegt ohngefähr zweihundert Schritte davon entfernt. In der Stadt haben die Engländer, Holländer, Franzosen und Portugiesen ihre Logen.

Bombai, der Siz einer englischen Präsidentschaft und eins der Hauptkomtore der Engländer in Indien, liegt im Lande der Maratten, mit welchem die Engländer immer in Krieg verwikkelt sind.

Goa, der Hauptplaz der Portugiesen in Indien und Mahe, vor diesem eine französische Residenz, liegen ebenfalls in diesem Landstriche.

Es ist oben gesagt worden, daß Hindostan gegen Norden, durch eine Reihe hoher Gebirge von der thibetischen Tartarei geschieden würde. Diese Gebirgskette läuft östlich, bis nach Sina zu. Es soll nun hier eine kurzgefaßte Beschreibung derienigen Länder gegeben werden, die an der Südseite dieser Gebirge zwischen dem Ganges und Sina liegen. Es sind folgende Reiche: Assam, Kashar, Napael, Arrakan, Ava, Pegu, Siam, Malacca, Johor, Pahan, Tranjano, Patany, Cambodia, Pontiamas, Laos, Chiampa, Cochimchina, Tonkin.

Das Königreich Assam liegt südwärts an der thibetischen Tatarei, an der Ostseite des Ganges. Der Fluß Barempuler durchströmt es. Nur seit einigen Jahren wur=

de es erstlich durch den großen Handel, welchen die Engländer hier treiben, etwas mehr bekannt. Sie tauschen hier für ihr Salz, Gold, Silber, Muskus, Agelholz (Kalambak *) und Seide ein.

Diesem gegen Süden liegt Kashar. Ein sehr gebirgichtes Land, davon man noch wenig weiß, ausser daß die vornehmste Stadt darinnen Corpoor heißt.

Hierauf folgen einige unabhängige Radjas, die die Engländer noch nicht haben überwältigen können. Der Vornehmste darinnen ist der Radja von Napael.

Das Königreich Arrakan, welches ehedem ein sehr blühendes Reich war, hat jezt nicht den geringsten Handel mehr. Nur der Seeplaz Seriam wird noch zuweilen, des

*) Das Holz, oder vielmehr der Splind von der Excoecaria Agallacha, Lin. oder dem Arbor excoecans des Rumphius. Es wird zu einem in den Morgenländern sehr beliebten und kostbaren Räucherwerke gebraucht.

schönen Holzes wegen, das daselbst wächset, besuchet.

Ava, auch das Reich der Barmas genannt, im Sinesischen Taikien, liegt im Inneren des Landes und grenzt an die sinesische Provinz Honan. Der sinesische Kaiser Kien-lion eroberte dieses Reich nach einem blutigen Kriege; gab es aber beym Frieden 1779 wieder an seinen rechtmäßigen König zurük.

Es ist gegenwärtig mit Pegu vereinigt. Man findet hier die besten Saphieren und Rubinen, die in der Hauptstadt Ava von den Armeniern eingekauft werden.

Die Einwohner haben eine besondere Art, sich an der Brust und am Bauche zu tatowiren.

Pegu, im Sinesischen Mien und Bagon. Ist noch heutiges Tages das reichste Goldland in Indien. Auf dem hohen Gebirge, wodurch es von Sina geschieden wird, werden die schönsten Rubinen, Schmaragden, Saphieren, Topasen, auch viel Gold und Silber

gefunden. Alle diese kostbaren Produkte werden iezt, da diese Länder unter einem König stehen, nach Ava verführt. Die beste Stadt darinne ist Martaban, an einer Bay, vor welcher die Insel Mergy liegt. Im Jahr 1744 schikten die Holländer von Batavia aus eine Gesandschaft hierher; da sie aber nichts damit ausrichteten, so blieb dieß der erste und lezte Versuch dieser Art.

Siam, in der Landessprache Menangtay, im Sinesischen Charlo, ist bei weitem das größte von allen diesen Reichen, indem es die ganze nördliche Seite der Halbinsel des Ganges einnimmt. Die Hauptstadt Judjia, oder Odja, liegt am Flusse Menau, und wird durch ein Kastel, Banjoc genannt, beschüzt. An der Morgenseite der Halbinsel liegt Ligoor, und an der Abendseite Tanaserim, wo das Land nicht breiter als zwanzig Meilen ist.

Siam hat viel Gold, Reiß, Zinn, Sappanholz und mancherlei andere Handelswaaren;

daher es vor diesem sehr reich durch seinen Handel war. Allein seit zwanzig Jahren wurde dieses Reich bald durch die Avanen, bald durch die Sinesen und innerliche Kriege verwüstet.

Von 1628 bis 1758 hat die holländische Kompagnie zu Siam und Ligoor Kontore gehabt, welche sie aber, der vielen Verdrüßlichkeiten halber, die sie darüber hatten, eingehen ließ. Indessen wurden doch 1761 noch zwei Schiffe hierher geschikt; aber der Erfolg davon war so schlecht, daß sie ganz und gar auf dieses Etablissement Verzicht that.

An der Westseite der Halbinsel gegen Süden von Siam liegt Queda, von den Sinesen Ketta genennet. Dieses Reich hat einen Maleyischen Fürsten, und treibt einen großen Handel mit Zinn. Es stehet mit der holländischen Kompagnie im Bündniß.

Die Stadt und Festestung Malakka liegt unter dem 2ten Grade 20 Min. nördl. Breite, und dem 122 Gr. 20 Min. der Länge.

Im Jahr 1253 mußte der Malayische König, Siri Iskander Sjah, von dem Javaischen Könige von Madjapahit aus seinem Reiche und der Stadt Singapoor nach der Westseite der südlichen Spizze von Asien flüchten, und stiftete daselbst das Reich und die Stadt Malakka. Nach ihm haben sieben Malayische Könige hier regiert. Von der Zeit an wurde Malakka unter die reichsten und berühmtesten Handelspläzze gezählt; und diese Stadt wurde durch viele morgenländische Völker, Mohren, Gentiven, Sinesen, Bengaler und mehr andere, die sich des Handels halben hier niederließen, ansehnlich bevölkert.

Unter der Regierung des lezten Beherrschers, Sultans Mahomed Sjah, kam diese Stadt 1511 theils durch List, theils durch Gewalt in die Hände der Portugiesen. Nachdem dieser König ganz aus Malakka vertrieben worden war, sezte er sich zu Sin-Poura feste, wo er die Stadt Djohor, von welcher das Reich noch seinen Namen hat, erbauete.

Die Portugiesen, die nun vollkommen Meister von Malakka waren, erbauten am Fusse des Berges, der an der See liegt, und bei welchem der Fluß Gemantje vorbei fließt, die Festung, die noch gegenwärtig im Stande ist. Sie verschönerten sowohl diese, als auch die Stadt mit verschiedenen ansehnlichen, festen und von gehauenen Steinen aufgeführten Gebäuden, und blieben im Besiz derselben, bis sie am 14ten Januar 1641 durch die Holländer mit stürmender Hand eingenommen wurde. Seit dieser Zeit ist die holländische ostindische Kompagnie in dem ruhigen und ungestörten Besiz der Stadt und Festung, nebst dem dazu gehörigen Lande, geblieben.

Die Rhede von Malakka zwischen zwei Inseln hat einen guten Ankergrund. Sie ist so geräumig und bequem, daß eine ansehnliche Flotte sehr sicher darinne liegen kann.

Die Stadt liegt nördlich am Strande, hat gerade, schöne Straßen und größtentheils steinerne Gebäude. Von hinten wird sie durch

den

den Fluß eingeschlossen; die Nordseite ist mit einem Erdwall, und das Thor mit einem gemauerten Bollwerke befestigt.

Der Fluß scheidet die Festung von der Stadt, und über denselben geht eine doppelte Zugbrükke, über welche Pferde und Wagen gehen können. Die Festung ist rund um den Berg angelegt, welchen die Portugiesen St. Paulus nennten. Nach der damaligen Befestigungsart wurde sie von den Portugiesen von einer guten Art Felsstein (die man, weil sie viel Eisenerz enthalten, Eisenstein nennt) erbauet. Die Holländer haben sie nachher noch verschönert und verstärkt. Sie hat 142 Ruthen im Umkreis, hat drei Thore, einen Ausfall, sechs Bollwerke, ein ganzes und zwei halbe Ravellins, welche leztere den Fluß unterwärts bestreichen und mit zwei und siebenzig Kanonen bepflanzt sind. Auch wird stets eine gehörige Anzahl europäischer Truppen hier unterhalten.

Die vornehmsten Gebäude in der Festung sind zwei Kirchen und die Wohnung des Gou-

verneurs. Die eine Kirche liegt auf der Spizze des Berges St. Paulus, wo zu den Zeiten der Portugiesen das Jesuitenkloster stand. Die andere liegt unten am Fuße des Berges, auf dem Plazze linker Hand, wenn man in die Festung kömmt. Die Wohnung des Gouverneurs liegt gerade dem Thore gegen über. Diese zwei ansehnliche Gebäude nebst denen auf der Seite von gehauenen Steinen aufgeführten Pakhäusern und Zeughäusern, verzieren den innern Plaz der Festung. Die Straßen der Festung haben nicht regelmäßig angelegt werden können, weil wegen des in der Mitte liegenden Berges die Häuser rund um denselben herum erbauet sind.

Längst dem Südstrande, an der andern Seite der Festung, sind verschiedene Clappusgärten angelegt, in welchen hier und da schöne Häuser stehen. Ausserhalb der Stadt, an der Nordseite, liegt die Vorstadt Tranquera, die nur eine Straße hat und von Mohren, Sinesen, größtentheils aber von Nachkommen der Portugiesen, die nach der Eroberung von Malakka hier blieben, bewohnt wird.

An der andern Seite des Flusses liegt noch eine Straße, Bongaraya genannt, die nur von Sinesen und Portugiesen bewohnt wird. Am Ende derselben stehet ein niedriges und ofnes steinernes Gebäude mit einem auf hölzernen Säulen ruhenden Rohrdache, in welchem die römischgesinnten Portugiesen ihren Gottesdienst halten. Auch hat man in der Stadt einen Malayischen, Mohrischen- Gentivischen und Sinesischen Tempel.

Verschiedene Dörfer, als Klewang, Pankhallambatu, Pringih, Samabok, Dujong, Pungur, Forno, Kandangh, Marlimun u. s. w. liegen in dem Abstand von einigen Meilen um die Stadt herum. Sie werden sämmtlich von Malayern bewohnt, und sind so wenig beträchtlich, daß sie keine weitere Beschreibung verdienen.

Die Wohnungen der Malayer sind, im Allgemeinen genommen, nur elende Hütten, die auf sechs bis sieben Fuß hohe Pfähle erbauet sind. Der Fußboden ist von Bambusrohr

oder anderm gespaltenen Holze, das wie ein Rost neben einander gelegt, und mit Rohr zusammengeflochten wird. Durch eine schlechte Sorte von Matten, die sie Kajangh nennen, werden in diesen Häusern einige Unterschiede gemacht, und in diesen belegen sie ihre Schlafplätze mit einer andern Sorte Matten, Tikar genannt.

Stühle, Bänke, Tische, Kästen und andern dergleichen Hausrath haben die Malayer nicht. Eine kleine Matte dient ihnen statt des Stuhls, des Tisches und Bettes. Ein Hakmesser, ein Beil, einige Töpfe, und Körbe von Rohr oder Binsen geflochten, sind die Geräthschaften, in welchen ihr ganzer Reichthum besteht.

Von Natur ist der Malayer das trägeste und faulste Geschöpfe auf Gotteserdboden. Es fehlt ihm zwar eben nicht an demjenigen natürlichem Verstande, der die Bewohner anderer Länder veranlaßt, sich ihr Leben erträglich und leicht zu machen; aber desto mehr an der

Lust zu arbeiten und sich dadurch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Diese weitläuftige Landschaft, die iezt noch eine bloße Wildniß ist, würde eine Menge nüzlicher Produkte hervorbringen, wenn ihre Einwohner nur die Hände ans Werk legen, und mit Fleiß und Eifer dasienige anbauen wollten, was andere Landstriche, die unter demselben Clima liegen, im Ueberfluß liefern. Die Ländereien liegen fast gänzlich wüste, denn der Malayer bauet nicht mehr Feld an, als er zu seinem nothdürftigsten Unterhalte braucht. Ein Europäer, der es nicht selbst gesehen hat, kann sich keine Vorstellung davon machen, wie schlecht sich diese Faullenzer behelfen können. Eine sehr mäßige Portion Reiß mit etwas spanischem Pfeffer und Salz macht ihre ganze Mahlzeit aus, wobei sie nichts als Wasser trinken.

Eben so einfach als ihre Wohnung und Hausrath ist, ist auch ihre Kleidung. Sie besteht in einer Hose, die bis an die Hälfte des Dikbeines reicht, einem Stük Cattun, das die

Kniee bedekt und mit einem Gürtel, der vorne mit einer großen silbernen oder goldenen Platte geziert ist, um den Leib fest gemacht wird, worinne sie ihr Lieblingsgewehr, den Criß, oder Pook, an der Seite tragen. Ueber diese Unterkleider ziehen sie noch ein Wamms.

Bei vornehmen Personen von dieser Nation, als den Oberhäuptern der Dörfer, den Großen des Reichs, Brüdern oder Verwandten des Königes, leidet indessen das obengesagte eine Ausnahme. Ihre Häuser, wiewohl sie von der nämlichen Bauart sind, sind iedoch nach Maßgabe ihres Ranges, Standes und Vermögens größer und bequemer. Die Speisen sind auch besser, mannigfaltiger, und nach ihrer Art schmakhafter zubereitet. Indessen würde an einer solchen fürstlichen Tafel sogar ein holländischer Bauer wenig nach seinem Geschmakke finden.

Mit der Kleidung der Vornehmen ist es eben so beschaffen; der Stoff ist feiner und reicher als bei den Gemeinen. Ihre Crisse sind

mit Gold beschlagen; die Könige haben goldne mit Edelgesteinen besezte Griffe daran; doch ist dieses niemanden ausserdem erlaubt zu tragen, als dem Erbprinz, oder dem Bruder des Königes. Vornehme Leute tragen auch an ihren bloßen Füßen Pantoffeln, und um den Kopf herum ein einfarbiges Tuch, das wie eine Wurst zusammen gedrehet ist. Ingleichen eine Art Müzzen mit Gold oder Silber gestikt, die inwendig mit steifer Leinwand oder fein gespaltenem Rohr gefüttert, und nicht größer sind, als daß sie bloß den Hirnschädel bedekken.

Die Kleidung der Weiber ist von eben dem Stoffe, als die der Männer. Ein Cattunkleid, das sie um die Mitte des Leibes mit einem Gürtel befestigen, reicht ihnen bis an die Füße; hierüber tragen sie ein einfarbiges Oberkleid, das bis über die Kniee geht. Die Haare winden sie oben auf dem Kopf zusammen, und befestigen sie mit einer Haarnadel, die bei Vornehmen von Gold, und bei Geringern von anderem Metall oder Ebenholz ist. In den Ohren tragen die Weiber der Vornehmen goldne

mit Diamanten besezte Ohrengehänge. Auch um den Hals eine goldne Kette, und übrigens so viel goldne und diamantene Ringe, als es ihr Reichthum und Vermögen gestattet.

Ihre liebste und vornehmste Lekkerei ist der Sirie und Betel; oft sind sowohl Männer als Weiber so unmäßig daran gewöhnt, daß sie ihn von Morgen an bis in die Nacht kauen. Die Zähne werden ihnen davon so schwarz, wie Ebenholz, und die Lippen sehen immer blutroth aus.

Die Malayer sind Mahumedaner; indessen weiß der gemeine Mann hier wenig mehr von dieser Religion, als bloß die äusserlichen Gebräuche, die noch dazu mit tausenderlei Possen und Aberglauben vermengt sind.

Das Gebiet der holländischen ostindischen Kompagnie erstrekt sich von dem Flusse Moar gegen Süden, bis an das Vorgebirge Rochado nach Norden. Die Gebirge von Rombouw, auf welchen ein Malayisches Volk,

Maningcabon genannt, wohnt, und den Berg Ophir, den die Malayer Gunong-Ledang nennen, und der unbewohnt ist, machen gegen Morgen oder landwärts ein, die Grenzen des Königreichs Malakka.

Es ist schlechterdings für einen Europäer unmöglich, diese Grenzen zu bereisen. Die Gefahren und Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind, würden den Nuzzen und die Vortheile einer solchen Reise bei weitem überwiegen.

Das ganze Land ist eine an einander hängende Wildniß, voller Moräste und Berge, die so mit Rohr, Dornen und anderm Strauchwerke bewachsen sind, daß man nicht anders, als mit unsäglichen Beschwerden und der größten Lebensgefahr durchdringen könnte. Eine Menge reissender und giftiger Thiere haben hier ihren ungestörten und sichern Aufenthalt. Gebahnte Wege findet man nirgends im ganzen Lande, ausser im Umkreise von einigen Stunden von der Festung. Es giebt in diesem Lande weder Städte noch Dörfer, ja selbst

nicht einmal ländliche Wohnungen, wo ein Reisender die nöthige Ruhe und Erfrischung finden könnte. Hier und da kömmt man wohl auf einige in dieser wilden Landschaft zerstreuete Hütten, die den Namen eines Dorfes führen. Aber ein Reisender würde hier vergebens eine Aufnahme, auch nur für eine einzige Nacht, oder einige Lebensmittel suchen; der im Innern des Landes wohnende Malayer wird ihm für kein Geld bewirthen, ja nicht einmal die nöthigen Geräthschaften, sich seine Mahlzeit selbst zu bereiten zu können, leihen. Pferde giebt es im Lande nicht, auch würden Wagens, die überhaupt bei den Malayern nicht bekannt sind, hier, wo man keine ordentlichen Wege hat, nicht können gebraucht werden. Wer daher dieses Land durchreisen wollte, müßte sich bloß auf seine guten Beine und starken gesunden Körper verlassen, und eine Menge Menschen bei sich haben, die ihm alle die nöthigen Bedürfnisse zu einer solchen Reise nachtrügen.

Aber auch dieses würde nicht thunlich seyn; weil nicht leicht die nöthige Anzahl Menschen

zur Begleitung auf einer solchen Reise sich finden würde; hätte man aber auch durch große Versprechungen und reichliche Bezahlung solche Menschen überredet, so ist sich doch nicht im mindesten auf sie zu verlassen, und der Reisende kann versichert seyn, daß sie ihn bei der ersten aufstoßenden Gefahr oder Beschwerlichkeit verlassen, und ihn in die tödtlichste Verlegenheit sezzen werden. Zu den Hütten der Malayer dürfte er in einem solchen Falle seine Zuflucht nicht nehmen, denn hier fände er nicht nur keine Hülfe, sondern wäre in steter Gefahr, beraubt und ermordet zu werden; und in der Wildniß würde er ein Raub der reissenden und giftigen Thiere werden. Diese sind voller Leoparden, Tiger, Bären, Rhinozerosse, Elephanten und großer Schlangen. Zu den übrigen bösen Eigenschaften der Malayer kömmt noch ihre grenzenlose Eifersucht. Ein in diesem Landstriche reisender Europäer, der es wagte, nur mit einem einzigen Worte die Frau eines Malayers anzureden, oder nur freundlich anzusehen, würde gewiß ein Opfer ihrer Eifersucht werden. Man könnte eine ganze

Menge Geschichten anführen, auf was für eine verrätherische und grausame Art viele Europäer ihr Leben hier verlohren haben.

In den ersten Zeiten, da die Holländer sich hier festgesezt hatten, besonders 1644 unter dem damaligen Gouverneur van Vliet, sind verschiedene Versuche gemacht worden, um die innere Beschaffenheit des Landes zu entdekken; sie sind aber alle fruchtlos und größtentheils sehr tragisch abgelaufen. Die Ausgeschikten kamen entweder mit blutigen Köpfen zurük, oder wurden auf der Reise ermordet.

Der lezte Holländer, der eine Reise nach dem Berg Ophyr unternahm, war ein gewisser Herr van der Putten. Er hatte bereits verschiedene Jahre dazu angewendet, ganz Asien zu durchreisen, und kam 1745 mit einem englischen Schiffe nach Malakka. Der Gouverneur Albinus that ihm allen möglichen Vorschub zu der Reise nach dem Berge Ophyr. Mehr als hundert Malayer, die Unterthanen der Kompagnie waren, wurden

ihn zur Begleitung mitgegeben, und um mit so wenig Beschwerlichkeiten als möglich sich dem Berge zu nähern, fuhr dieser unermüdete Reisende mit seiner Bedekkung in kleinen Fahrzeugen den Fluß Moar hinauf. So bald aber, als der Fluß, der Untiefen halber, nicht mehr befahrbar war, und nun der Weg nach dem Berge durch unzugängliche Wildnisse und Moräste mußte angetreten werden, wurde er von seinen Begleitern bis auf einige Wenige verlassen, und sah sich zu seinem größten Verdrusse genöthigt, unverrichteter Sache zurük zu kehren. Ja er mußte sich noch sehr glüklich schäzzen, daß die Furcht vor der grausamsten Strafe die Malayer abgehalten hatte, ihn zu berauben oder gar zu ermorden *)

*) Sollte nicht in der gräusenerregenden Schilderung, die der gute Holländer von einer Reise ins Innere des Landes macht, und die ich wohl um zwei Drittel abgekürzt habe, viel Uebertriebenes seyn? Wenn man weiß, daß nirgends die Bedienten der holländischen Kompagnie geschwinder reich werden, als eben hier, so kann man wohl auf die Gedanken fallen, daß vielleicht

Das Gouvernement von Malakka, das bekanntlich, wie alle Uebrigen, unter der hohen Regierung zu Batavia steht, besteht aus folgenden Personen:

Einem Gouverneür und Direktor.
Einem Oberkaufmann, als zweites Oberhaupt.
Einem Kaufmann als Fiskal.
Zwei Unterkaufleuten.
Vier Buchhaltern.
Einem reformirten Prediger.
Einem Kapitain.
Zwei Lieutenants.
Zwei Fähndrichs.
Einem Offizier von der Artillerie,
Zwei Oberwundärzten.
Einem Aufseher über die Schiffe.

Die Halbinsel ienseits des Ganges wird durch die Straße Sinkapoura von Su-

absichtlich hier die Sachen anders vorgestellt werden, als sie wirklich sind.

matra geschieden. Die südliche Spizze davon heißt Ujong Tanah; hier ist es, wo, wie man sagt, die Malayer 1160 unter ihrem Fürsten, Siri Tiribowana, aus dem Flusse Malajo bei Palembang auf Sumatra zuerst anlandeten, und davon nachher auch die ganze nördliche Küste den Namen Malayische Küste erhielt. 1511 stiftete der Malayische König Mahomed Sjah, nach dem ihm, wie bereits oben gesagt worden ist, die Portugiesen aus Malakka vertrieben hatten, hier das Reich Johor. Gegenwärtig wird dieses Reich durch einen Malayischen Fürsten regiert, der unter dem König von Riouw stehet, welcher auf der Insel Pulo Binlang, in der Straße Sinkapoura seine Residenz hat.

Pahan, sinesisch Panghang, wird von einem Malayischen Fürsten regiert und ist reich an Gold, Arak, Rohr und andern Waaren, die die Sinesen in ihren Jonken (Schiffen) abholen.

Patang, sinesisch Toang, unter dem 6. Grade 56 Minuten nördlicher Breite. Von 1602 bis 1707 hatte die holländische Kompagnie hier ein Komtor, besonders wegen des Pfefferhandels, der in dieser Gegend sehr häufig wächset. Auch nachher schikte sie dieserhalb von Zeit zu Zeit noch einige Schiffe hierher. Seit 1756 aber hat sie diesen Handel ganz eingestellt. Gegen Norden gränzt dieß Reich an Siam. Cambodia liegt Siam gegen Morgen. Levek oder Lawek 60 Meilen am Flusse Mecou hinauf, ist die Hauptstadt darinnnen. Der eigentliche Handelsplaz aber, wo Gold, Seide und Gummilak eingekauft wird, ist Kiperzoah an der See.

Pontiamas, sinesisch Cameau, ein Seehafen und kleiner Landstrich gegen Süden von Cambodia.

Vor ohngefähr funfzig Jahren stiftete hier ein sinesischer Kaufmann ein kleines Reich, das blos von Sinesen bewohnt wird, die hier einen lebhaften Handel treiben.

Gegen Norden von Cambodia liegt Laos, darinne der Fluß Mecou entspringt, der

der durch Cambodia durch in die See fließt. Die vornehmste Stadt ist Winkjan, 250 Meilen am Flusse hinauf.

1641 schickten die Holländer eine Gesandtschaft hierher. Die vornehmsten Handelsartikel sind Gold und Elephantenzähne, die in Cambodia abgesetzt werden.

Tsiampa, Sinesisch Tjamsia, gehört unter Cochim-China. Dieser Landstrich ist reich an Gold, Reiß, Arrack, Zucker und Zimmet-Kampher.

Cochim-China. Sinesisch, Anam. Die Hauptstadt darinnen ist Too. Das Land liefert viel Gold, Agelholz, Pfeffer und die beste Sorte Vogelnestchens.

Tonkin, Sinesisch Tankia, wird von Sina durch ein sehr hohes Gebirge geschieden. Gegen den Seestrand zu ist das Land tief und sumpfig.

Gold, Agelholz, Vogelnestchens, Zimmet-Kampfer, den die Sinesen I-ok-Gouw nennen, *) und davon die Unze hundert Dukaten

*) Der Zimmet-Kampher wird durch Destilation aus dem Baste der Wurzeln des Zimmetbaumes

kostet, machen die vornehmsten Reichthümer dieses Landes aus. Indessen sind seine Einwohner nichts weniger als glücklich, weil sie so wohl von ihren eigenen Fürsten, die Bova genennt werden, als auch von dem Sinesischen Kaiser, an welchen sie einen starken Tribut bezahlen müssen, sehr gedruckt werden.

Der Fluß Sonkai durchströmt das ganze Land; an diesem Flusse liegt zwei und dreißig Meilen von der See die Hauptstadt Kacho oder Lacho, ein sehr großer und volkreicher Ort, wo viel Handlung getrieben wird, sie ist zugleich die Residenz des Königes.

Von 1637 bis 1702 hatten die Holländer zu Jteam, einer Stadt die 27 Meilen von der See abliegt, ein Komtor; 1754 machten sie einen neuen Versuch, hier eine Niederlage zu errichten, fanden es aber nachher für zuträglicher, den ganzen Handel in dieser Gegend aufzugeben.

gezogen, und ist von dem eigentlichen Kampher sehr verschieden.

Inhalt.

I. Beschreibung der Insel Sumatra = S. 1
II. Schreiben des Hrn. v. *** an den Hrn. von Wurmb, die Beschreibung der Insel Timor enthaltend = = = 129
III. Beschreibung der Insel Borneo = 159
IV. Beschreibung der Insel Celebes = 193
V. Zoologische Merkwürdigkeiten = 242
VI. Merkwürdige Gewächse = = 311
VII. Beiträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes des Hindostanischen Reiches, und der diesseits, und jenseits des Ganges liegenden beiden Halbinseln 348

4

Thœnert fc.

Die Inſel TIMOR von der Seite des Forts Concordia.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Wurmb, Carl Friedrich von / Wurmb, Carl Friedrich <<von>>, / Wurmb, L. <<
von>>

Merkwürdigkeiten aus Ostindien Die Länder- Völker-Kunde und
Naturgeschichte betreffend : Nebst einem Kupfer

Gotha 1797

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.242
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450745-1
VD18 10274847-003